Die Reise zur Stadt
mit den sechs Toren

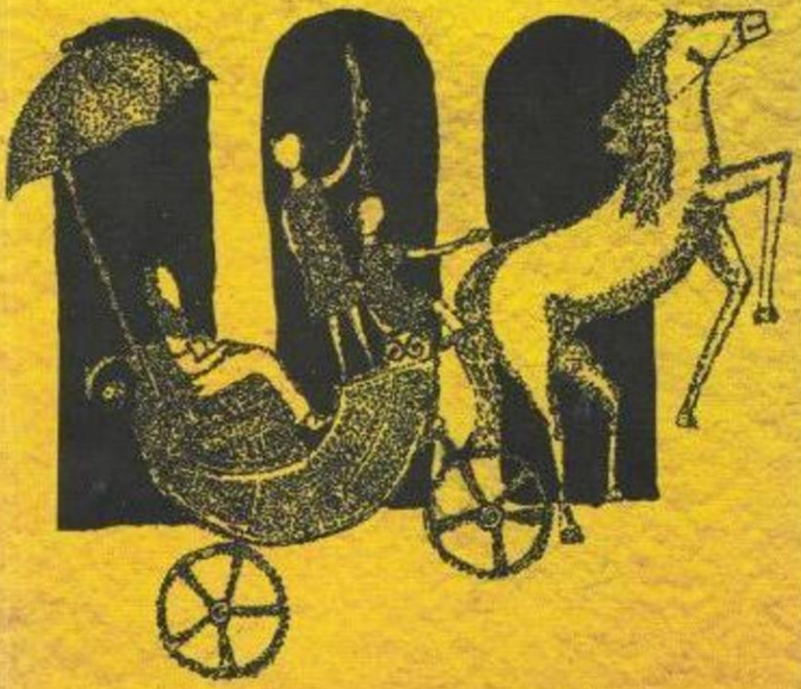
Graeme MacQueen:
Die Reise zur Stadt mit den sechs Toren

Graeme MacQueen

Die Reise zur Stadt mit den sechs Toren

Aus dem Englischen
von Ingrid von Heiseler

Journey to the City of Six Gates



GRAEME MACQUEEN

Journey to the City of Six Gates
Tulika Publishers, Chennai, India 2006
haben per Mail der Übersetzerin die Rechte für eine
deutsche Ausgabe übertragen

Coverfoto: Anton von Heiseler 2011

Metagraφo

Impressum
Ingrid von Heiseler
Am Mühlengraben 22
38440 Wolfsburg
Telefon: 05361 22874
ingridvonheiseler@t-online.de
www.ingridvonheiseler.de

Teil Eins

Kapitel 1

„Finger mit Reis! Finger mit Reis!“ schrie der Straßenverkäufer. „Kommt, kostet von den Feinden des Königs!“

Die Luft war dick vom öligen Qualm. Die Menge stieß Mati von hinten, sodass sie stolperte. Sie fühlte, wie ihr die Knie schwach wurden. Über sie hin flog ein Krähenschwarm und sie strengte ihre Ohren an, um zu hören, was ihr die Krähen zu sagen hatten.

Mati wachte mit einem Schreck auf. Das Sonnenlicht strömte durch die Fenster in ihr Zimmer und brachte die Goldumschläge ihrer Bücher zum Glänzen.

Schon schwand ihr Traum. Krähen … Was hatten die Krähen ihr sagen wollen?

Aus der Ferne hörte sie Krächzen. Langsam stand sie aus dem Bett auf, zog sich einen Stuhl ans Fenster, stieg hinauf und sah

hinaus. Ein großer Krähenschwarm warf einen Schatten auf das Südviertel der Goldenen Stadt. Als sie entlangstrichen, schien das frühe Sonnenlicht grell auf den vom Regen blankgewaschenen Marmor der Stadt. Geblendet stieg Mati vom Stuhl am Fenster und setzte sich auf ihr Bett. Sie rieb sich das Gesicht und versuchte, den Traum abzuschütteln.

Die letzte Woche war schrecklich gewesen. Boten kamen und gingen, Offiziere und Minister hielten Eilkonferenzen mit ihrem Vater ab, Männer arbeiteten hektisch an der Stadtmauer. Es war geradezu ein Aufstand! Sie wusste, dass ihre Eltern Sorgen hatten, aber sie hatten ihr nicht erzählt, was vorging.

Mati war ärgerlich. Sie war eine Frau, vierzehn Jahre alt! Welches Recht hatte irgendjemand, etwas vor ihr geheim zu halten? Wie hätte sie lernen können? Wie sollte sie sich mitten in diesem Durcheinander mit ihrer Mathematik beschäftigen?

Mati hörte ein leises Rascheln und wandte überrascht den Kopf. Was denn nun? Ihre Zofe war ins Zimmer gekommen, stand da und zitterte am ganzen Leib. Sie sagte kein Wort. Sie sah Mati mit weit aufgerissenen Augen an.

„Was ist?“ fragte Mati. Aber die junge Frau sagte immer noch nichts.

„Was ist?“ fragte Mati lauter, denn eine Spur von Furcht hatte sie befallen.

„Wir brauchen nicht in Panik zu geraten“, sagte die Zofe mit einem Zittern in der Stimme. „Wir brauchen nicht in Panik zu geraten!“

Mati stand auf und schrie sie an: „Wovon redest du?“

„Prinzessin“, sagte die Zofe und gab sich große Mühe, sich zusammenzunehmen.

„Der Feind ist am Südtor!“

***

Mati und ihre Zofe eilten durch die große Halle – vorüber an Kristalllampen, Edelsteinbäumen und einem Glas-See, auf dem

dicht im Kreis Schwäne aus Opal schwammen. Von unter ihnen, aus dem Erdgeschoss des Frauenpalastes, kam der Klang von Stimmen eiliger Menschen.

Mati hatte darauf bestanden, ihr Maßband mitzunehmen. Sie war nicht nur eine Prinzessin, sie war auch eine Mathematikerin und das würde kein Feind jemals ändern können! Als sie jetzt die Treppe zum Hauptflur hinunterlief, wickelte sie sich das Maßband ums Handgelenk und empfand seine Festigkeit als tröstend.

Was für ein Chaos! Köche, Diener und Wachen rannten überall durcheinander und sie waren so zerstreut, dass sie sogar vergaßen, sich vor Mati zu verneigen.

Mati sah die Angst in den Augen aller Menschen, die dort waren. Bald würden sie mit Hauen und Stechen versuchen, aus der Stadt zu entkommen! Aber Matis Zofe hatte ihren Mut wiedergefunden. Sie nahm Mati jetzt fest am Arm und führte sie vom Haupteingang weg in die Tiefe des Palastes. Sie gingen durch eine dunkle Küche, dann durch die Quartiere der Köche und enge, sich windende Korridore entlang, die Mati nie zuvor gesehen hatte. Eine Eskorte von vier Wachen mit gezogenen Schwertern begleitete sie.

Plötzlich sahen sie Tageslicht vor sich. Neben der offenen Tür des Hintereingangs des Palastes stand eine Gruppe von Matis Dienerinnen. Ihre Wangen waren nass von Tränen. Matis alte Kinderfrau Devi versuchte zu sprechen, aber ihre Gefühle überwältigten sie. Sie drückte ihre Handflächen gegeneinander und ihre Tränen tropften auf den Boden. Der Anblick der weinenden Devi war fast zu viel für Mati und sie begann nun selbst zu zittern.

„Ich bin eine Prinzessin“, ermahnte sie sich. Sie holte tief Luft, richtete sich auf und wollte sich von den Dienerinnen verabschieden. Aber bevor sie etwas sagen konnte, zog ihre Zofe sie durch die Tür ins Sonnenlicht, wo ein Wagen wartete. Darin saßen zwei Männer. Matis Zofe umarmte sie voller Verzweiflung und schob sie hinein.

Ein königlicher Bodyguard fing sie ein wenig rau auf, während sich ein groß gewachsener junger Mann, der das Fahrzeug lenkte, förmlich vor ihr verbeugte. Dann sprach er zu den Pferden und ab ging es!

Vor sich in einiger Entfernung sah Mati einen zweiten Wagen, in dem ihr zwölfjähriger Bruder Satya zum Nordtor fuhr. Satya versuchte, genau wie sie, sich aufrecht zu halten und die Rolle eines Prinzen auszufüllen, aber sie war sicher, dass er sich ebenso fürchtete wie sie.

In den nächsten Augenblicken zogen vierzig Kampfwagen ihres Vaters heran und umgaben die leichten Kutschen, in denen Satya und Mati saßen. Die Männer beherrschten ihre Pferde vollkommen. Die Pferde wieherten nicht, stiegen nicht und scheuten nicht. Die Flucht aus dem Nordtor würde geräuschlos vor sich gehen.

Plötzlich dachte Mati an ihre Eltern. Sie wandte sich unvermittelt an den Fahrer: „Wo sind der König und die Königin?“

„Prinzessin, sie tun ihre Pflicht. Und ich muss meine Pflicht tun.“

Kapitel 2

Als die zweiundvierzig Wagen des Goldlandes um eine Biegung in der Hauptstraße fuhren, bemerkte Satya Lichter in der Ferne. Es waren viele kleine Lichtpunkte. Ihm wurde übel, als er erkannte, dass es Sonnenlicht war, das auf Helmen und Speeren funkelte. Jetzt konnte er sie unterscheiden: Es waren Soldaten zu Fuß, die die Landstraße füllten und deren Menge sich über die Felder ergoss.

Wem gehörte die Armee? Die Fahnen waren zu weit entfernt, als dass er sie hätte erkennen können. Einen kurzen Augenblick lang dachte er, es könnte eine befreundete Armee sein, die zu ihrer Rettung herbeikam, aber ein Blick in das Gesicht seines Wagenlenkers sagte ihm alles, was er wissen musste: Das

war der Feind! Satya wusste nicht, wer die Feinde waren, aber wer es auch war, sie waren ihrer Flucht durch das Nordtor zuvorgekommen und versuchten, die Wagen abzufangen. Die Goldstadt war umstellt.

Satya wandte den Kopf und sah zum Wagen seiner Schwester Mati hinüber. Er hatte ihren Wagenlenker erkannt, sobald er ihn gesehen hatte. Es war Jaya Prabhasa, dessen Name Siegeslicht bedeutete. Jaya war erst neunzehn Jahre alt, aber er war schon der berühmteste Krieger im Goldland. Einige sagten, er sei der beste Bogenschütze des Königreichs. Man erzählte sich allerlei Geschichten über ihn.

Als die Wagenlenker die feindliche Armee sahen, blickten sie Jaya Prabhasa an und erwarteten seine Befehle. Ohne zu zögern, gab er einen lauten Schrei von sich und trieb sie in die Schlacht. Die Pferde sprangen vorwärts und bald eilten die Wagen wie der Wind auf die feindliche Armee zu.

Satya verstand den Plan sofort. In der Mitte zwischen den Wagen der Armee seines Vaters und den nahenden feindlichen Soldaten war eine schmale, wenig befahrene Straße, die auf die Hauptstraße stieß, auf der sie jetzt fuhren. Wenn Jaya es fertig brachte, dass seine Truppen vor den Feinden die schmale Straße erreichten, konnte er mit Satya und Mati dort entlang entkommen, während seine Männer den Feind aufhielten.

In diesem Augenblick teilte sich das Meer der Fußsoldaten in der Ferne und die Streitwagen des Feindes kamen durch die Lücke. Ein Geräusch war zu hören, zuerst schwach, aber dann wurde es schnell immer stärker. Es waren die Schreie der Krieger und das Donnern der Wagen. Es war ein Wettrennen zur Kreuzung!

Das Rütteln des Wagens und sein starker Herzschlag machten es Satya unmöglich, klar zu denken. Er dachte daran, dass man von ihm erwartete, tapfer zu sein, aber er erinnerte sich nicht daran, wie sich Tapfersein anfühlte.

Die Wagen, die auf sie zustürzten, rückten von Sekunde zu Sekunde drohender ins Blickfeld. Jetzt sah Satya, dass Jaya die

Wagen, in denen Satya und Mati saßen, zurück hielt, während er die schweren Kriegswagen antrieb, mit hoher Geschwindigkeit den Feinden entgegenzurasen.

Splittern von Holz! Schreie von Männern und Pferden! Satya duckte sich wie eine Katze im Regen. Überall flogen Pfeile. Als sein Wagen von der Hauptstraße in die kleine Straße abbog, verlor er den Halt. Seine Wache fiel auf ihn und hielt ihn am Boden des Wagens fest. Als es Satya schließlich gelang, den Mann beiseite zu stoßen, sah er, dass er tot war. Er war von Pfeilen durchbohrt.

Als Satya mühsam auf die Beine gekommen war, sah er über den Rand des Wagens. Er sah Matis Wagen gleich hinter seinem. Ein Pfeil steckte in der Schulter ihrer Wache. Hinten an der Kreuzung, die schon weit entfernt zu sein schien, kämpften die Männer seines Vaters tapfer, aber, noch als Satya hinsah, erreichten die Fußsoldaten des Feindes den Kampfplatz und drängten sich überall zugleich. Die Männer seines Vaters waren verloren! Was würde mit dem Goldland geschehen? Und was mit seiner schönen Hauptstadt, der Goldstadt? Was würde aus seinem Vater König Hiranya und seiner Mutter Sundari werden? Und was aus Mati und ihm?

Kapitel 3

Fast dämmerte es schon. Mati und Satya saßen mit Jaya an einem kleinen Feuer unter dem Blätterdach des Waldes. Ihr erster Fluchttag endete. Inzwischen war der Weg, dem sie folgten, ein armseliger, sich windender Pfad in östlicher Richtung geworden. Manchmal sah es so aus, als würde er ganz und gar zwischen den Bäumen zu verschwinden. Die Reisenden waren von Staub bedeckt.

Die Feinde hatten sie verfolgt und sie waren zweimal zum Kämpfen gezwungen gewesen. Jaya war ein Tod bringender Schütze. Er schoss so schnell, dass es schien, als schössen zehn

Männer, und jeder Pfeil traf sein Ziel. Satya war hilflos gewesen. Er hatte keine Waffen, und selbst wenn er welche gehabt hätte, war er nicht sicher, dass er sie hätte einsetzen können. Die Kämpfe waren schrecklich. In einem Augenblick war er von Jayas Geschicklichkeit beeindruckt und im nächsten Augenblick war er entsetzt über ihre Ergebnisse.

Jetzt war Satya beim Glühen des Feuers eingeschlafen. Mati saß starr da und sagte nichts. Sie hatte ihr Maßband um ihr Handgelenk geschlungen und ständig löste sie es und band es wieder fest.

Jaya sage: „Prinz. Prinzessin. Ihr müsst essen. Ich weiß, unsere Kost ist grob, aber für unsere Flucht brauchen wir all unsere Kraft. Wir müssen es mit zweien der bösesten Könige der Welt, mit Puti Mamsa und Bala Raja aufnehmen. Sie sind von weither gekommen und haben ihre Heere vereinigt, um euren Vater anzugreifen und die Reichtümer des Königreichs zu rauben."

Satya wachte mit einem Schreck auf. „Puti Mansa? König Verdorbenes Fleisch?"

„Ja, Prinz."

„Ist er ein echter Mensch? Ich dachte, meine Mutter hätte ihn erfunden ‚Wenn du heute Abend nicht ins Bett willst, dann sage ich das dem König Verdorbenes Fleisch'"

„Leider gibt es ihn wirklich, Prinz!" Jaya streckte den Arm aus und gab Satya ein Stück angebranntes Wildbret. „Du wirst morgen deine Kräfte brauchen. Wir werden dann nicht mehr im Wagen fahren können."

Satya nahm das Fleisch und versuchte, es zu kauen. „Wie meinst du das? Warum sollten wir zu Fuß gehen, wenn wir auch fahren können?"

„Prinz, die Pferde sind erschöpft. Sie kommen nicht weiter. Der Lenker deines Wagens und die Wache des Wagens deiner königlichen Schwester werden sich von uns trennen. Sie fahren so weit, wie die Pferde es schaffen. Sie laden Holzklötze in die Wagen, sodass die Spuren ebenso tief sind wie vorher. Auf diese

Weise täuschen sie den Feind und inzwischen führe ich dich und die Prinzessin zu Fuß nach Osten in den Wald der Vielen Bäume."

„Aber dort werden wir uns verirren! Die Menschen sagen, er habe kein Ende!"

„Alles hat ein Ende, Prinz."

„Wirklich, Krieger?" Matis Stimme war rau. „Du bist wohl ein Experte darin, was Anfänge und Enden angeht, wie?"

Jaya schwieg.

„Und wozu gehen wir nach Osten?" fuhr Mati fort. „Wenn ich mich nicht irre, wohnen alle beiden Könige im Osten."

„Prinzessin, wir werden hoffentlich zu König Nanda kommen. Auch er lebt im Osten. Er wird uns Zuflucht gewähren."

„Wie weit ist es zu Nanda?" fragte Satya.

Jaya stocherte im Feuer. „Das kann ich nicht sagen, Prinz. Ich fürchte wir werden auf dem Weg, den wir nehmen müssen, einige Monate unterwegs sein."

„Monate! Wie können wir monatelang im Wald leben?"

Mati beobachtete Jaya genau. Sie sagte: „Das Wort ‚einige' ist ungenau, Krieger. Ich bin sicher, du kannst das genauer einschätzen."

Jaya sah nicht auf, als er erwiderte: „Vielleicht, Prinzessin, werden es viele Monate sein."

„Oder viele Jahre?"

Satya schrie: „Wovon redet ihr eigentlich? Niemand kann so lange im Wald leben!"

Jaya machte eine Pause. Sie konnten hören, wie seine Männer nicht weit von ihrem Lagerplatz die Pferde fütterten. „Prinz", sagte er langsam, „du bist der Thronerbe eines der reichsten Königreiche in Indien. Wir wurden plötzlich überfallen und wir fliehen. Unsere Feinde werden alles versuchen, uns einzufangen."

„Und wie ist es mit mir?" fragte Mati. „Was kostet heutzutage eine Prinzessin?"

„Was sie kostet, Prinzessin?"

„Was bin ich auf dem königlichen Markt wert? Ich kann Söhne von königlichem Blut bekommen. Sie können ein Dutzend aus mir herausholen, wenn sie gleich anfangen."

Jaya hatte einen grimmigen Ausdruck im Gesicht. „Diese Gelegenheit werden sie nicht bekommen, Prinzessin!"

„Woher weißt du das?"

„Weil sie dann erst einmal mit mir fertig werden müssten."

In diesem Augenblick kamen die beiden Männer, die die Pferde gefüttert hatten, näher und deuteten an, dass sie mit Jaya sprechen müssten. Er stand auf und ging mit ihnen etwas weiter vom Feuer weg. Satya kaute sein Essen und klagte über Magenschmerzen. Mati kehrte Satya den Rücken und wandte sich allein dem Wald zu.

Als Jaya zurückkam, sagte Satya zu ihm: „Warum behält wohl jemand einen so dummen Namen wie Verdorbenes Fleisch? Wenn ich so hieße, würde ich einen anderen Namen annehmen."

„Puti Mamsa heißt im Dialekt des Ostens Vielerlei Fleisch. Er ist stolz auf seinen Namen."

„Vielerlei Fleisch", wiederholte Mati und sah immer noch den Wald an. „Und seine Stadt heißt die Stadt der tausend Zeichen, nicht?"

„Es sind sogar noch mehr Zeichen, Prinzessin, es sind hunderttausend Zeichen."

„Und was für Zeichen sind das?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie ist es mit unserem anderen Feind, mit Bala Raja? Hat seine Stadt auch Zeichen?"

„Prinzessin, ich weiß nur, dass man von Bala Raja sagt, er sei sogar noch gefährlicher als Puti Mamsa, und dass seine Stadt die Stadt der sechs Tore genannt wird."

***

Jaya stand neben den Pferden und sprach leise mit den Männern. Er hatte für Mati und Satya Betten aus Blättern und

Zweigen bereitet, und er hatte sie gebeten, sich auszuruhen. Aber sie saßen noch schweigend am Feuer.

Der leichte Wind wurde allmählich kühl und der Sonnenuntergang war großartig. Die Sonne breitete über den gesamten westlichen Horizont rotes Gold aus. Mati wandte sich abrupt an Satya, der wieder döste. „Was hältst du vom Sonnenuntergang, kleiner Bruder?“

Satya hob den müden Kopf und sah ihn an.

„Ist er nicht schön?“ fragte Mati.

„Ich denke, schon.“

„Nein, aber ist er nicht wirklich und wahrhaftig schön?“ fragte sie finster.

Satya wurde wütend: „Ja, ich hab ja gesagt, er ist schön! Schön, schön und noch einmal schön! Das Schönste, was ich je gesehen habe! Bist du nun zufrieden?“

Mati lachte ein kurzes, bitteres Lachen.

Kapitel 4

Am nächsten Morgen schien sogar die Sonne nur widerstrebend aus dem Bett aufzustehen. Der Himmel war bewölkt und die Luft roch nach Rauch.

Satya zitterte vor Kälte und hustete. „Für ein Feuer, das zu klein ist, um einen warm zu halten, gibt es ja eine Menge Qualm her!“

Niemand antwortete ihm.

Das Frühstück bestand aus zähen und geschmacklosen Blättern. Mati und Satya aßen wenig. Die beiden Männer waren mitsamt den Wagen zurückgeblieben, nachdem sie sich vor dem Prinzen und der Prinzessin zum Abschied verbeugt hatten. Nun führte Jaya sie in den dunklen Wald.

„Blödes, blödes Feuer!“ Satya hustete.

Mati ging vor ihm her. Sie drehte sich zu ihm um. „Worüber beklagst du dich denn jetzt?“

„Über den Qualm! Warum ist es so qualmig?“

„Versuch doch ein einziges Mal, deinen Verstand zu gebrauchen!“

Mati blieb stehen und sah Satya an. Sie sprach leise, aber ärgerlich. „Der schönste Sonnenuntergang, den du jemals gesehen hast, was? Das war kein Sonnenuntergang, du Blödmann! Es war unsere Stadt, die bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist. Dieser Qualm stammt vielleicht von der Asche deines Zimmers!“

Und sie stakste in den Wald hinein.

Satya stand still. Er war unfähig, sich zu bewegen. Er konnte weder denken noch sprechen. Schweigend sah er, wie Jaya auf ihn zukam. Jaya legte Satya die Hand auf die Schulter.

„Prinz, es ist zwar schlimm, aber es ist nicht das Ende. Wir müssen weiter hoffen, dass deine Eltern dem Unglück entgangen sind. Jetzt muss ich dich bitten, hier zu blieben, während ich die Prinzessin suchen gehe.“

Satya fühlte, wie seine Knie unsicher wurden. Er setzte sich schnell auf den Waldboden.

***

Mati hatte ihr Maßband vom Handgelenk abgewickelt und bewegte sich von einem abgebrochenen Ast zum nächsten, von Baumstumpf zu Baumstumpf. Sie wickelte die Schnur um einen Baum oder Zweig und maß ihren Umfang. Dann machte sie eine Pause und überlegte.

Jaya stand im Baumschatten und sah ihr zu. Nach ein paar Minuten hustete er, um sich bemerkbar zu machen. Sie sah nicht von ihrer Arbeit auf.

„Prinzessin, du arbeitest sehr konzentriert.“

Mati antwortete nicht.

„Einige Menschen denken, dass Königskinder verwöhnt sind und nicht arbeiten. Ich sehe, dass sie sich darin irren!“

„Weißt du, was *pi* ist, Krieger?“

„Nein, Prinzessin, das weiß ich nicht."

„Es ist eine Zahl, die die Beziehung zwischen dem Kreisumfang und dem Radius eines Kreises darstellt, und sie hat kein Ende."

Jaya war verwirrt. „Aber sie muss ein Ende haben!"

„Du irrst, Krieger. Die Zahl *pi* hat kein Ende. Sie geht immer weiter und wir können nicht wissen, bis wohin sie geht. Das ist die Schönheit der Mathematik. Der Flug eines Bogens hat ein Ende. Reiche und Macht haben ein Ende. Das Leben von Müttern und Vätern …"

Mati fiel auf die Knie und schlug die Hände vors Gesicht. Sie gab keinen Ton von sich.

Ruhig ging Jaya auf Mati zu. Er hob ihr Maßband auf und rollte es zu einem kleinen Ball zusammen.

***

Als die Reisenden um ihr Feuer saßen, ging der Mond auf. Das Abendessen war traurig gewesen. Jaya aß, aber er hatte wenig Glück bei seinem Versuch, auch die jungen Leute dazu zu bringen, dass sie aßen. Mati wickelte immer wieder ihr Maßband auf und löste es. Satya kämpfte mit den Tränen.

Plötzlich brach es aus Satya herauf: „Jaya, wie können wir einfach weglaufen? Sie sind - alle in der Stadt machen Schreckliches durch und wir sind hier und laufen weg!"

„Die Menschen in der Stadt tun ihre Pflicht, Prinz. Und ich muss meine Pflicht tun. Ich muss euch beide am Leben erhalten und wenn es mich selbst das Leben kostet!"

„Aber was ist meine Pflicht? Es kann ja nicht meine Pflicht sein, wegzulaufen!"

Jaya reparierte die Federn an einem seiner Pfeile. Er nahm sich mit der Antwort Zeit. Schließlich sagte er: „Wer kann das wissen, Prinz? Vielleicht ist es deine Pflicht, eine Schlange zu heiraten."

„Was?"

„Ich dachte gerade an eine alte Geschichte. Sicherlich kennst du sie."

„Nein, ich kenne sie nicht. Ich weiß nichts von der Heirat mit einer Schlange."

Jaya hielt die Federn des Pfeils nahe ans Feuer, um sie gut sehen zu können. Dann erzählte er seine Geschichte.

Kapitel 5

„Vor sehr langer Zeit war einmal ein König." Jayas Stimme war tief und ruhig.

„Warum?"

Jaya sah Mati an. „Warum was, Prinzessin?"

„Warum ein König ? Warum keine Königin?"

„So fangen nun einmal Geschichten an."

„Aber warum tun sie das? Und warum ‚vor sehr langer Zeit'?"

„Weil es sich eben vor sehr langer Zeit ereignet hat."

„Hat es sich denn wirklich ereignet?"

Satya unterbrach das Frage-Antwort-Spiel. „Mati! Lass ihn einfach seine Geschichte erzählen!"

Mati schüttelte verbittert den Kopf.

Jaya brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln, bevor er noch einmal anfangen konnte. „Vor sehr langer Zeit war einmal eine Königin. Sie hieß Pushpa. Sie war die Königin von Varanasi. Das war tief in der Vergangenheit, als die Menschen zehntausend Jahre alt wurden."

Mati verdrehte die Augen.

„Alles ging gut und jeder war so glücklich wie ein Mann, der tausend Söhne hat, bis eines Tages ein heiliger Sadhu in der Abenddämmerung durch die Straßen der Stadt ging. Da fuhr eine königliche Kutsche an ihm vorbei und bespritzte den Sadhu mit Straßenschmutz. Der Weise war über dieses respektlose Verhalten sehr ärgerlich und noch ehe er selbst wusste, was er

tat, sprach er über die ganze Stadt einen Fluch aus: „Alle Einwohner von Varanasi sollen von der Chibata-Jibata-Krankheit befallen werden."

Sobald der Fluch über seine Lippen gekommen war, tat es dem Sadhu leid, aber es ist unmöglich, einen Fluch zurückzunehmen, wenn er einmal ausgesprochen worden ist. Das Beste, was man in diesem Fall noch tun kann, ist, ihn zu verändern oder die Scharte auf irgendeine Weise auszuwetzen. Also schrie er: „Aber wenn jemand eine Schlange heiratet, dann wird noch alles gut!"

Mati seufzte lang und laut.

„Sei ruhig!" sagte Satya.

Jaya fuhr fort. „Also wurden alle in Varanasi sehr krank. Die wenigsten konnten noch aus dem Bett kommen und die, die es konnten, krochen wie Schlangen auf dem Boden. Niemand pflügte mehr, niemand kochte mehr, niemand wusch mehr. Nicht einmal die Mathematik wurde noch betrieben und da war es, als ob das Land wirklich dem Untergang geweiht war."

Mati wendete schnell den Kopf und sah Jaya an.

„Also", fuhr Jaya fort, „war auch Königin Pushpa ans Bett gefesselt, aber sie rief ihre Ministerpräsidentin zu sich und die Ministerpräsidentin kroch wie eine Schlange ins königliche Schlafzimmer. „Ja, Euer Majestät?"

„Die Leute nennen mich Königin Krank, Regentin der kranken Stadt. Ich finde das unangemessen und inakzeptabel und ich bestehe darauf, dass etwas dagegen unternommen wird. Wie wäre es damit: Wer ein Heilmittel findet, soll meinen jüngsten Sohn heiraten?"

Also kroch die Ministerpräsidentin wie eine Schlange durch die Straßen und flüsterte, denn laut sprechen oder rufen konnte sie nicht mehr: „Ein Heilmittel! Ein Heilmittel! Die Hand eines Prinzen für ein Heilmittel!"

„Wie hieß der Prinz?" fragte Satya.

„Er hieß – Chula", sagte Jaya. „Ja. Nach weiteren drei Tagen der Krankheit, als alle schon im Begriff waren, den Geist

aufzugeben, erschien eine weibliche Kobra am Hof. Ihr Leib war fünfzehn Meter lang und ihr Nackenschild war groß wie ein Wagenrad. So etwas hatte man noch nicht gesehen!

„Nur zu wahr, da bin ich sicher“, murmelte Mati.

„Sie kroch direkt ins Schlafzimmer der Königin und sagte: ‚Wenn du das Heilmittel bekommst, bekomme ich dann den Jungen?‘ Die Königin mochte den Gedanken gar nicht, dass sie ihren Sohn einer Kobra geben sollte und deshalb versuchte sie, mit ihr zu diskutieren.

‚Wie kann denn eine, die Gift verabreicht, auch Heilung verabreichen?‘ fragte sie die Kobra.

‚Genau darum geht es‘, sagte die Kobra. ‚Ich kann jedes gesunde Ding, das sich bewegt, töten. Aber du bist nicht gesund. Ihr habt alle die Chibata-Jibata-Krankheit. Sie kann nur durch Kobra-Gift geheilt werden.‘

Die Königin sah ein, dass sie keine Wahl hatte. Sie hatte ein Versprechen gegeben und ein Versprechen kann nicht leichter gebrochen werden, als ein Eisenstab gegessen werden kann. Deshalb nickte sie schwach und die Kobra glitt ohne Zögern zum Bett und biss die Königin in den Arm. Ihr könnt euch vorstellen, dass das große Aufregung hervorrief! Wachen krochen wie Schlangen zur Kobra und legten ihre Speere auf sie an. Aber als sie schließlich die Kobra erreichten, war die Königin vollständig von der Chibata-Jibata-Krankheit geheilt und fühlte sich stark wie ein Elefant.

‚Wunderbar!‘ rief sie. ‚Aber wie könntest du jeden in der Stadt beißen? Varanasi hat eine große Bevölkerung!‘

‚Glücklicherweise‘, sagte die Kobra, ‚wird es nicht notwendig sein, dass ich jeden beiße. Jetzt, da du meine Medizin in deinem Körper hast, musst du zwei Menschen beißen und jeder von ihnen muss wiederum zwei Menschen beißen und immer so weiter. Es wird nicht lange dauern und die ganze Stadt wird geheilt sein.‘“

„Wie lange dauerte es durchschnittlich, bis eine Person zwei andere gebissen hatte?“ fragte Mati.

„Ah!“, sagte Jaya. „Das ist eine sehr gute Frage.“ Er wusste die Antwort nicht, aber Geschichtenerzähler dürfen sich ja etwas ausdenken, also sagte er: „ In den meisten Fällen dauerte es eine Minute, zwei Leute zu beißen.“

„Und wie viele Menschen lebten in Varanasi?“

„Etwa - fünfzigtausend Menschen.“

„In diesem Fall dauerte es weniger als 16 Minuten, bis in Varanasi alle geheilt waren.“

Jaya war erstaunt, dass alle so schnell geheilt werden konnten, aber er tat so, als ob er das schon längst gewusst hätte. „Gut gemacht, Prinzessin, du hast es richtig herausbekommen!“

Mati runzelte die Stirn. „Wenn ich es recht bedenke, dann könnte meine Schätzung auf falschen Annahmen beruhen. Wenn der Biss der Kobra genügt, um nur eine Person zu heilen, und wenn die anfängliche Menge Gift jedes Mal geteilt wird, wenn eine weitere Person gebissen wird …“

„Nein, nein, Prinzessin, die Zahl, die du zuerst genannt hast, war ganz richtig. Das Gift dieser Kobra wurde nicht schwächer, wenn es geteilt wurde. Es war Zaubergift.“

„Du hast zu Anfang nicht gesagt, dass es Zaubergift war. Du kannst nicht einfach die Dinge in Zauberdinge verwandeln, wenn es dir in den Kram passt!“

„Aber Prinzessin, denk doch mal darüber nach. Wie hätte denn die Kobra mit Menschen sprechen können, wenn sie keine Zauber-Kobra gewesen wäre?“

„Ach du lieber Himmel!“ sagte Mati und schüttelte wieder den Kopf.

Jaya bemerkte, dass Satya gähnte, und er sah, dass die Gefahr bestand, dass er seine Zuhörerschaft verlor, deshalb beeilte er sich, seine Geschichte zu einem Ende zu bringen. „Also“, sagte er, „wurde der Priester gerufen und ein heiliges Feuer wurde angezündet und die Eltern der Braut und des Bräutigams waren da und alle anderen auch. Und plötzlich sprang die Kobra in die Luft und erschien dann in ihrer wahren Gestalt als eine strahlende und schöne junge Frau und sie rief dem Prinzen zu:

„Ich danke dir, mein Geliebter, dass du bereit warst, mich zu heiraten. Du hast den Fluch weggenommen, der vor vielen Jahren über mich gesprochen wurde, und zwar von …“

Satya unterbrach: „Musste der Prinz auch fliehen?“

„Ja, natürlich. In einem besonderen fliegenden Wagen. Die beiden machten oft lange Ausflüge …“

„Und die Moral von der Geschichte“, sagte Mati und stand auf, „ist, dass, wenn ein Junge so dumm ist, eine Kobra zu heiraten, er schließlich eine Frau finden wird, die so dumm ist, einen Prinzen zu heiraten.“

***

An diesem Abend brauchte Jaya lange zum Einschlafen. Der Vollmond schien und das hohe, traurige Geheul von Wölfen, das von irgendwoher aus dem Norden kam, ertönte noch lange. Als er endlich eingeschlafen war, träumte er, dass er von einem Rudel wilder Mathematikerinnen durch die Bäume gejagt wurde.

Kapitel 6

Die Wälder waren voller schnatternder Affen, als die drei Reisenden einem Pfad folgten, der tiefer in den Wald der Vielen Bäume hineinführte.

Es war ihr vierter Tag im Wald. Endlich hatten sie den Rauch der brennenden Stadt hinter sich gelassen. Stattdessen waren sie nun gezwungen, mit Dornen, Blättern und Insekten zu kämpfen, die sich in ihrem Haar verfingen. Eine Stunde nachdem der Morgenmarsch begonnen hatte, rief Jaya zum Halten. Er stand schweigend da, nahm feierlich sein Messer und schnitt sich das lange Haar ab. Er warf es auf den Boden vor sich. Dann wendete er sich um und sah seine Gefährten an.

Ohne ein Wort hob Mati das Kinn und ging auf ihn zu. Sie streckte die Hand aus und nahm Jaya das Messer ab. Dann beugte

sie den Kopf und nahm ihr dichtes schwarzes Haar in die linke Hand. Sie schnitt es ab und warf es neben Jayas Haar auf den Boden.

Satya bewegte sich, denn nun war er an der Reihe. Mati sagte nichts und sah vor sich auf den Boden. Schließlich wickelte sie ihr Maßband vom Handgelenkt. Sie sah es eine ganze Minute lang an und schnitt es dann mit Jayas Messer in Stücke. Sie warf die Stücke auf den Boden, oben auf das Haar.

Keins von ihnen sagte ein Wort.

***

War es, weil sie das Band weggeworfen hatte, dass Mati das Gefühl hatte, sie sei im Begriff, den Verstand zu verlieren? War es, weil sie nun nichts mehr messen konnte? Fing sie deshalb an, Dinge zu hören? Als die drei sich an diesem Mittag zur Ruhegelegt hatten, war sie sicher, dass sie eine ihr bis dahin unbekannte Stimme hörte. Einen Augenblick lang hörte sie die Stimme deutlich, im nächsten Augenblick war sie entschwunden.

Sie setzte sich auf und strengte ihr Gehör an. Nun war sie nicht mehr sicher, ob sie eine Stimme gehört hatte. Vielleicht war es nur eine Brise oder die Gruppe Affen, die sich von ihnen entfernten? Sie legte sich wieder hin. Da hörte sie es wieder.

Schwach, entfernt, aus den Baumwipfeln. Sanft, lispelnd, schwindend, ansteigend. Es waren immer Namen, die sich nicht wiederholten. Sie waren warm und grün und verheißungsvoll. Mati lag da, lauschte und wartete

Sal-Baum, Zimtbaum,
Roter Seidenwollbaum,
Teak, Ebenholz.
Goldregen.

Eiche und Banyan,
Rosskastanienbaum.

Flammenbaum
Korallenbaum.

Und Mati schlief schnell ein. Sie war sicher, dass sich ihr Leben gerade vollkommen veränderte.

Kapitel 7

Es war mitten am Nachmittag des Tages, an dem sie ihr Haar abgeschnitten hatten. Sie näherten sich einer Lichtung im Wald, als alles anfing. Zuerst ein Rascheln in den Büschen rechts von ihnen, etwa zwanzig Meter entfernt. Dann ein Schnauben. Als Jaya gerade nach seinem Bogen langte, brach eine ganze Rotte Wildschweine aus den Büschen.

Die Schweine schienen gereizt zu sein. Sie hatten lange Beine und gebogene Hauer. Ein alter Eber mit brennend roten Augen war ihr Anführer und er rannte auf die Menschen zu, die durch *seinen* Wald gingen, als ob er die Absicht hätte, ihnen ein Glied nach dem anderen auszureißen!

Jaya zog einen Pfeil heraus und schrie: „Auf die Bäume!"

Mati und Satya sprangen nach den niedrigsten Zweigen einer Eiche und zogen sich daran hinauf. Der Eber war inzwischen nicht mehr weiter als sechs Meter entfernt und raste auf den Baum zu. Jaya wusste, dass er einige Schweine erschießen könnte, aber selbst wenn er sie im Laufen totschösse, würde die Kraft ihrer Vorwärtsbewegung sie in ihn hineinlaufen lassen. Er sprang hinter die Eiche.

Der Eber raste dicht am Baum vorbei, hob den Kopf und schlitzte mit seinem Hauer Satyas Fuß auf. Satya schrie und kletterte auf einen höheren Zweig. Er sah, wie das Blut von seinem Fuß tropfte, und wusste, dass er eine sehr schwierige Entscheidung zu treffen hatte. Wenn er auf dem Baum bliebe und Jaya die Rotte Schweine alleine überließe, wäre er ein Feigling. Wenn Satya auf den Boden spränge, würde er Jaya die Aufgabe

noch schwerer machen, als sie ohnehin schon war, weil er ja verwundet war und schon darum keine Hilfe sein könnte.

Die Rotte Schweine hielt an und sammelte sich zu einem zweiten Angriff. Jaya stand aufrecht und hatte den Bogen gespannt. Er war bereit, alle Pfeile aus seinem Köcher zu verschießen. Gerade in diesem Augenblick, als die Welt den Atem anzuhalten schien, geschah etwas, das niemand erwartet hatte.

Mati sprang auf den Boden und landete neben Jaya. Sie duckte sich und ballte ihre Hände zu Fäusten. Sie blickte den alten Eber finster an.

Jaya und der Eber waren gleichermaßen verwundert. Sie waren überrascht, ja sogar schockiert. Und als ob das noch nicht genug wäre, um ihre Ansicht von der Welt zu erschüttern, geschah noch ein weiteres Wunder.

Oben in den Bäumen gab es einen Farben-Blitz und einen lauten Schrei. Der Eber blickte hinauf. Alle Schweine blickten hinauf. Eine große Gestalt schwebte durch die Bäume auf den Boden zu und machte dabei die seltsamsten Geräusche. Was war das? Für einen Affen war es zu groß. Es war leuchtend orange – war es ein Leopard? Nein, nein, kein Leopard! Es schaukelte auf einem Ast, dann prallte es auf, dann sprang es und trieb durch die Luft. Was die orange Farbe betraf – es war eine Mönchsrobe! Sie wehte im Wind, die zerrissene orange Robe eines Mannes! Jetzt landete der Mann leicht auf dem Boden und nun stieß er seinen schrecklichen Schrei aus.

Die Reise zur Stadt mit den sechs Toren

Kapitel 8

Die Schweine blinzelten den Fremden an. Ihre schwarz glänzenden Nasen zuckten. Der Eber wurde ungeduldig. Er schnaubte und griff an. Die übrige Rotte folgte ihm.

Der Mann drehte um und floh, rollte und flitzte und taumelte auf dem Boden wie ein verwundetes oder halbverrücktes Tier, hielt sich aber immer außer Reichweite der Schweine. Er führte die Schweine von den Reisenden fort. In dem Augenblick, als es sicher schien, dass der Eber ihn einholen würde, drehte er sich zu seinen Verfolgern um und brüllte wie ein Leopard.

Die Schweine erstarrten vor Schreck. Dann sprang der Mann direkt nach oben in die Bäume und verschwand innerhalb von drei Sekunden in den Blättern. Weg war er!

Jetzt waren die Schweine völlig durcheinander. König Eber blickte in den Baum, in dem der Mann verschwunden war, dann blickte er auf die anderen Bäume, in denen die Reisenden nun hoch in den Ästen saßen. Er schüttelte den Kopf wie eine Katze, deren Ohren nass geworden waren, und ging erhobenen Hauptes davon. Er hatte Wichtigeres zu tun, als diese verrückten Leute zu jagen!

Als sie sie sich versichert hatten, dass die Schweine weg waren, kletterten Jaya, Mati und Satya von ihren Bäumen. Jaya säuberte die Wunde an Satyas Fuß und rieb eine Salbe aus den Wurzeln des Vana-Raja-Baums darauf, die er vorsorglich mitgenommen hatte. Die Wunde war tief und schmerzhaft. Satya zog ein Gesicht wie ein Held, der alle Schmerzen ertragen kann, mehr konnte er nicht gegen das Wimmern tun, das ihm in die Kehle stieg. Er kroch zu einem Baum und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. „Jetzt werde ich unsere Flucht so verlangsamen, dass Puti Mamsa uns einfangen wird! Er wird uns in die Stadt der Hunderttausend …“

„Na komm schon, Prinz", sagte Jaya. „Wenn wir ein paar Tage rasten müssen, können wir diese Zeit gut verwenden. Wir können unseren Lebensmittelvorrat auffüllen, Kleider flicken und neue Pfeile machen. Und vielleicht bekommen wir ja auch heraus, wer dieser wilde Mann aus den Bäumen ist."

Jaya und Mati gingen in den Wald, Feuerholz suchen. Jaya dachte über Mati nach. Die Prinzessin des Gold-Landes war wirklich voller Überraschungen!

Mati suchte an einer anderen Stelle als Jaya. Sie dachte an den seltsamen Mann in den Bäumen. Sie hatte ihn ganz bestimmt nie zuvor gesehen – warum kam er ihr nur trotzdem so bekannt vor?

Satya war neben seinem Baum alleine geblieben. Er saß da und kaute auf einer Weidenrinde, die Jaya ihm gegeben hatte. Das schien den Schmerz in seinem Fuß zu verringern. Er machte die Augen zu und erzählte sich selbst eine Geschichte. Sie handelte von einem Jungen, der in einem Zauberwagen fliegen konnte. Dann schlief er ein. In seinem Traum fand er sich inmitten eines Schwarms fliegender Schweine wieder. Er wollte ihnen sagen, sie sollten sich vor Puti Mamsa in Acht nehmen, als er mit einem Schreck erwachte.

Ihm gegenüber saß ein Mann mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Es war eben der Mann, der sie vor den Schweinen gerettet hatte! Seine orangefarbene Robe war zerfetzt und sein weißes Haar und sein weißer Bart sahen wie verschlungene Lianen aus. Er hatte nur noch drei Zähne und die waren gelb und ragten wie die Hauer eines Ebers aus seinem Mund. Seine Hände und Füße wirkten hart wie die Wurzeln eines alten Baumes. Er sah wie ein Sadhu aus, aber wie der wildeste aller Sadhus!

„Entschuldige, Heiliger", sagte Satya, als er die Sprache wiedererlangt hatte. „Du musst der Mann sein, der uns gerettet hat!"

„‚Du musst der Mann sein, der uns gerettet hat'", wiederholte der Sadhu mit wehleidiger Stimme. Er spuckte auf

den Boden. „Und du musst ein Prinz sein! Nur ein Prinz kann so schlecht klettern! Wenn ich König Eber gewesen wäre, dann hätte ich dich für deine Langsamkeit strenger bestraft!"

„Es - es tut mir leid, Heiliger!"

„‚Es - es tut mir leid, Heiliger'", wiederholte der Weise. Er imitierte Satya und fügte am Ende noch ein bisschen Wimmern hinzu. „Wie konnte die gescheite Königin Sundari nur einen solchen Dummkopf zur Welt bringen?"

Satya verbeugte sich zitternd gegen die Füße des Mannes. „Heiliger, du kennst den Namen meiner Mutter. Du kennst ihn und du hast uns das Leben gerettet. Wer bist du?"

„Ist dir vielleicht eingefallen, ich könnte ein hungriger Sadhu sein? Ist dir das eingefallen?"

„Oh, tut mir leid!" sagte Satya und kroch zu ihrer Tasche mit den Nahrungsmitteln. Er fand einen hübschen Rosenapfel für den Sadhu, den er für sein eigenes Abendessen aufgehoben hatte. Der Sadhu murmelte ein paar Sanskrit-Verse und fing zu essen an, als ob er einen Monat lang nichts bekommen hätte. Mit seinen drei Zähnen wurde er ganz gut mit dem Rosenapfel fertig, aber es war kein besonders schöner Anblick.

Plötzlich erklang eine Stimme wie aus Stahl: „Dein Name, wenn dir dein Leben lieb ist!"

Satya wandte schnell den Kopf. Jaya stand am Rand der Lichtung. Sein Bogen war gespannt und sein Pfeil zielte auf den Sadhu.

Der Weise sah Jaya nicht einmal an. Er hielt den Rosenapfel in der Hand, blinzelte Satya zu und sagte mit vollem Mund: „Sohn der königlichen Hoheit, du hast einen recht lauten Diener! Er kann dich ja nicht einmal vor einem Schwein beschützen, du solltest ihn wegschicken. Ich kann einen Affen für dich finden, der seine Aufgabe besser erledigen wird."

Jayas Gesicht wurde dunkelrot. Satya fürchtete so sehr, dass Jaya auf den Sadhu schießen könnte, dass er schrie: „Nicht, Jaya! Nicht! Das ist der Heilige, der uns das Leben gerettet hat. Er weiß, wer wir sind, er kennt meine Mutter!"

In diesem Augenblick kam Mati aus dem Wald gerannt und stiftete noch größere Verwirrung. „Du!“ sagte sie und ließ das gesammelte Holz fallen. „Du bist es!“

Und plötzlich fiel ihr alles wieder ein.

Kapitel 9

Es war eine Woche vor der Invasion der Goldstadt gewesen, an einem Tag, der ganz normal angefangen hatte. Mati hatte in ihrem Mathematikunterricht gesessen.

Mati hasste inzwischen den Mathematikunterricht. Sie hasste ihn, weil die meisten ihrer Mitschülerinnen Mathematik hassten. Sie erkannten ihre Schönheit nicht. Sie verschlossen ihre Augen vor ihrem Liebreiz. Sie waren unfähig dazu, sie wie Mati wertzuschätzen. Noch schmerzhafter wurde der Unterricht für Mati dadurch, dass ihre Lehrerin eine intelligente, gute Frau war, die Mathematik auf dieselbe Weise liebte wie Mati, die aber eine Geduld hatte, die Mati nicht besaß. Mati beneidete die Lehrerin um ihre Geduld und sie empfand einen seltsamen Schmerz, wenn sie ihr dabei zusah, wie sie die Schülerinnen mit Freundlichkeit anleitete und ihnen wenigstens ein wenig von der Schönheit der Mathematik hier und ein wenig dort zeigte, bis einige von ihnen sich gegen ihren Willen schließlich doch in die Mathematik verliebten.

Je geduldiger die Lehrerin war, umso ungeduldiger wurde Mati. Während die anderen Schülerinnen mit ihren Mathematikaufgaben kämpften, gähnte Mati, verdrehte die Augen, legte ihren Kopf auf ihren Tisch und tat alles, was arrogante Prinzessinnen eben so tun. Sie konnte damit einfach nicht aufhören.

„Wie würdet ihr die Zahl der Sandkörner im Fluss Ganga ausrechnen, wenn ihr nur einen Löffel und eine lange Schnur hättet?“

Mati tat so, als schliefe sie ein, als sie hörte, dass Gita diese leichte Frage gestellt wurde. Wie langweilig es war, Mathematik gemeinsam mit solchen Dummköpfen lernen zu sollen!

Die Lehrerin ging langsam durch die Reihen und teilte jeder Schülerin eine andere Aufgabe zu.

Schließlich stand sie vor Matis Bank. Sie ignorierte Matis vorgetäuschtes Schnarchen und tat so, als wäre alles vollkommen in Ordnung. Sie kniete sich vor ihre Bank und sah Mati an, bis sie die Augen aufmachte.

„Prinzessin, kann es sein, dass du dich langweilst?“

Mati gähnte laut. „Wieso denn, meine Lehrerin, wie kommst du denn darauf?“

„Vielleicht ist es an der Zeit, dass ich dir eine Aufgabe gebe, die deiner würdig ist.“

„Ich hätte sehr gerne eine Aufgabe, die meiner würdig ist!“

Die Lehrerin nahm eine Schnur heraus und hielt sie hoch. „Siehst du diese Schnur, Prinzessin?“

„Ja.“

„Sie hat zwei Enden.“

„Natürlich.“

„Sie hat eine Mitte.“

„Natürlich“, sagte Mati verwundert.

„Und wie kann die genaue Mitte bestimmt werden?“

„Wenn wir die Entfernung zwischen den beiden Enden messen und sie durch zwei teilen. Da ist die Mitte.“

„Gut so. Jetzt stelle dir ein Stück Schnur vor, das überhaupt kein Ende hat.“

„Wie wäre das möglich?“

„Das sollst du jetzt nicht fragen. Ich habe von dir verlangt, dass du es dir vorstellst. Die Schnur geht in beiden Richtungen immer weiter. Sie hat kein Ende. Es gibt weder das eine Ende noch das andere. Sie hat überhaupt kein Ende.“

„Gut, ja. Ist in Ordnung.“

„Wo ist in diesem Fall die Mitte?“

Mati setzte sich auf. „In diesem Fall gibt es keine Mitte."

„Stimmt. Dann denk an die Zeit."

„Zeit?"

„Ja, Zeit. Gestern, heute und morgen. So etwas. Vergangene Könige, vergangener Ruhm. Gegenwärtige Schwierigkeiten. Künftige Möglichkeiten. Heirat, Geburt, Tod. All das."

Mati bemerkte, dass ihr Verstand still wurde. „Du forderst von mir, dass ich mir die Zeit vorstelle."

„Stimmt."

„Gut, meine Lehrerin, ich stelle sie mir vor."

„Es ist ja wohlbekannt, dass Zeit keinen Anfang und kein Ende hat. Wie könnte sie schließlich auch?"

Mati schwieg. Daran hatte sie bisher noch nie gedacht.

Die Lehrerin fuhr fort: „Und deshalb kann sie auch keine Mitte haben."

Mati hielt den Atem an.

„Und wenn sie keinen Anfang, kein Ende und keine Mitte hat, wie kann es dann einen festen Punkt darin geben? Deshalb stelle ich dir jetzt eine Aufgabe, Prinzessin. Es ist eine sehr schwere mathematische Aufgabe. Ich hoffe, du wirst sie mir lösen können. Es geht darum. Wenn es um Zeit geht, wo sind wir dann? Welche Zeit ist gerade jetzt?"

„Aber das ist verrückt! Es ist …"

„Nein, Prinzessin, es ist nicht verrückt. Ich kann dir natürlich wie jede andere auch sagen, wie spät es ist. Aber ich möchte wissen, wie spät es wirklich ist. Arbeite an dieser Aufgabe, Prinzessin! Wer weiß, was du dabei entdecken wirst?"

Zum ersten Mal in ihrem Leben war Mati sprachlos. Wie könnte man eine solche Aufgabe lösen? Sie sagte gar nichts und war in ihre Gedanken versunken. Als der Unterricht zu Ende war, ging sie ins Denk-Zimmer.

Das Denk-Zimmer war auf der oberen Ostseite des Frauenpalastes. Es war vor vier Jahren gebaut worden, nachdem Matis Mutter Königin Sundari den großen Mathematikpreis

gewonnen hatte. Die Königin wollte ein Zimmer für die Konzentration, in dem sie und Mati, die die Begabung für Mathematik von ihrer Mutter geerbt hatte, über schwierige Aufgaben nachdenken konnten.

Auf dem Boden lagen Kissen. Andere Möbel gab es in dem Zimmer nicht, denn es war nur fürs Denken eingerichtet.

Mati setzte sich nun auf ein Kissen. Sie schlug die Beine unter, schloss die Augen und dachte und dachte über die Aufgabe nach, die ihre Lehrerin ihr gestellt hatte. „Wie spät ist es eben jetzt?“

Allmählich stieg ein Bild vor ihren Augen auf. Zuerst war es schwach. Ein Wald? Ja, tief im Wald. Das musste es sein. Sie sah Schlingpflanzen und Bäume und Büsche und Blätter und – sie sah, dass sich alle bewegten! Die Schlingpflanzen krochen auf dem Waldboden entlang und wanden sich um die Bäume. Die Büsche wurden vor ihren Augen dicht. Die Blätter auf den Bäumen entfalteten sich. Die Blühten auf den Zweigen öffneten sich.

Mati roch den Wald: Der Geruch war süß und würzig. Sogar die Baumstämme bewegten sich. Sie stiegen auf, wurden dicker, ihre Wurzeln traten hervor und veränderten sich unter ihnen wie Wasserschlangen unter der Oberfläche eines Sees. Jetzt bewegte sich noch etwas anderes. Ein alter Mann! Er trug eine orange Robe und sein weißes Haar und sein weißer Bart waren wie verschlungene Schlingpflanzen. Er kletterte von einem Baum herunter und setzte sich auf den Boden.

Der alte Mann nieste. Mati flüsterte ihm zu: „Wie spät ist es?“

Der Mann neigte den Kopf und lauschte.

„Wie spät ist es eben jetzt?“ flüsterte Mati.

Der Mann richtete seine Blicke auf sie. Mit trockener Stimme sagte er: „Es ist Zeit, dem Gewohnten ein Ende zu machen. Es ist Zeit, dass das Böse sich rührt.“ Er sah sie noch einen Augenblick an und schrie dann: „Es ist Zeit zum Aufwachen!“

Mit einem Schreck erwachte Mati.

***

Königin Sundari stand neben ihrem Mann an einem Fenster des Hauptpalastes. Mati hatte ihr eben von ihrer Aufgabe erzählt.

„Ich denke, du brauchst das Denk-Zimmer, um die Lösung zu finden“, sagte sie lächelnd.

„Ich war schon da“, erwiderte Mati. „Aber nichts weiter geschah, als dass ich einschlief und einen dummen Traum hatte.“

„Bist du sicher, dass er dumm war?“

„Glaub mir, Mutter, er war dumm. Ein alter Mann in einem Baum!“

Königin Sundari runzelte die Stirn. „Ein alter Mann?“

König Hiranya sah seine Frau beunruhigt an.

„Stimmt etwas nicht?“ fragte Mati.

Sundari sagte mit Spannung in der Stimme: „Ich habe auch geträumt. Was hat sich noch ereignet, Tochter? Was hast du noch gesehen?“

„Ich verstehe zwar nicht, welche Rolle das spielen soll, aber gut: Er war mitten in einem Wald. Er kam aus einem Baum – ich wollte, dass er mir bei meiner Mathematikaufgabe helfen sollte. Ich fragte ihn, wie spät es sei.“

„Was hat er gesagt, Mati?“

„Er hat gesagt, es sei Zeit, dass sich das Böse rührt.“

Sundari setzte sich schnell auf ein Kissen auf dem Boden und legte eine Hand über die Augen.

„Was ist denn, Mutter? Was ist los?“

König Hiranya sagte: „Sieh mal, Tochter, du quälst deine Mutter wieder, indem du von einem alten Kerl träumst. Hast du dir mal überlegt, ob du einfach nur etwas Seltsames gegessen hast, bevor du einschliefst? Mir geht es manchmal so. Etwas mit nur ein bisschen zu viel Nelken zum Beispiel. Und weißt du was? Ich träume immer von fliegenden Elefanten und …“

Sundari unterbrach ihn: „Lieber Mann, sie ist kein Kind mehr. Sie träumt denselben Traum, den ich träume. Oh, lieber Mann, was steht uns bevor?“

Kapitel 10

Es war nun Morgen geworden. Am Abend zuvor war der Sadhu zu ihnen in den Wald gekommen. Zuerst waren die Reisenden über seine Grobheit schockiert, aber allmählich verstanden sie, dass seine Launen wie der Wind in den Bäumen kamen und gingen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Im Augenblick war er ruhig und nachdenklich, deshalb war wohl die richtige Zeit, ihm Fragen zu stellen.

Satya sagte: „Eure Heiligkeit, Ihr seid ein wunderbarer Baumkletterer! Ich habe noch nie Dergleichen gesehen! Eure Kunst ist übernatürlich!“

„Daran ist überhaupt nichts Übernatürliches“, antwortete der Weise und leckte sich die Finger nach dem guten Frühstück ab. „Ich habe die Große Kunst eben studiert.“

„Was ist denn die Große Kunst?“

„Sie heißt die Große Kunst, sich durch die Bäume zu bewegen.“

„ Mir hat diese Kunst leider niemand jemals beigebracht!“

„Das habe ich sehr deutlich gesehen, als du auf den Baum geklettert bist, um König Eber zu entkommen. Du sahst wie ein Fisch aus, der versucht, einen Wagen zu lenken.“

„Wie hast du nur diese Große Kunst erlernt?“

„Als ich vier Jahre alt war, erinnerte ich mich an meine früheren Leben und mir wurde klar, dass ich ein Sadhu werden müsse, um die Gelöbnisse zu erfüllen, die ich in meinen vorangegangenen Leben abgelegt hatte. Aber man kann auf sehr verschiedene Weise ein Sadhu sein. Wir Sadhus müssen uns spezialisieren.

Ich erwog, ob ich ein Leben lang auf einem Bein stehen oder wie ein Hund auf allen Vieren durch das Land laufen sollte, aber ich fand beides nicht anspruchsvoll genug. Außerdem liebte ich Bäume. Als mein Lehrer mir sagte, ich solle ein Meister der fast vergessenen Kunst, sich durch die Bäume zu bewegen, werden, suchte ich gleich nach jemandem, der mich diese Kunst lehren konnte.

Ich suchte neun Jahre lang. Schließlich fand ich im Südosten den großen Meister Vriksha Atma Jna, den, der die Seele der Bäume kennt. Eine lange Zeit lernte ich bei ihm. Nun bin ich hier! Ich bin hundertunddreiundvierzig Jahre alt und ich übe die Kunst immer noch aus!“

Mati sagte: „Hast du diese Kunst schon anderen beigebracht?“

Der Weise guckte traurig. „Einige haben bei mir gelernt, aber es ist heutzutage schwer, gute Schüler zu finden! Alle wollen reich und berühmt werden. Sie lieben die Bäume nicht so, wie es sein soll. Früher oder später verlieren sie das Interesse.“

„Ich möchte diese Kunst erlernen“, rief Satya.

„Viele wollen diese Kunst kennen lernen, aber nur wenige sind dazu bereit, das Training auf sich zu nehmen.“

„Wie ist das Training?“

„Der wahre Schüler der Kunst, sich durch die Bäume zu bewegen, muss zuerst einen besonderen Baum und einen guten Lehrer wählen. Dann muss der Schüler drei Jahre mit dem Lehrer am Fuße des Baumes, also im Freien, zusammenleben . Jeden Morgen muss er die Wurzeln des Baumes begießen. Dabei muss er die Verse Dem Baum Ehre erweisen rezitieren.

Dann muss der Schüler langsam ganz bis zum Gipfel des Baumes und wieder hinunter klettern und muss sich dabei die ganze Zeit über beim Baum entschuldigen. Das muss täglich zwanzigmal geschehen. Wenn diese drei Jahre um sind, dann muss der Schüler die drei nächsten Jahre mit dem Lehrer im Baum zusammenleben und dabei das Sich-durch-die-Bäume-bewegen-

Sutra lernen. In diesen drei Jahren darf weder der Schüler noch der Lehrer auf den Boden zurückkommen.

Zwei Stunden am Tag können sie mit Ausruhen verbringen. Den Rest des Tages muss der Schüler damit zubringen, dass er sich in den Bäumen bewegt. Wenn der Schüler diese sechs Lehrjahre abgeschlossen hat, dann kann er mit dem ernsthaften Training beginnen."

Satya staunte. Das war ja eine sehr schwierige Kunst! Er sagte: „Worin besteht denn das ernsthafte Training, Euer Heiligkeit?"

„Sohn von Königin Sundari, hör mir zu! Man muss die zweiunddreißig Sutren und die vierundsechzig Shastras vom Bewegen durch die Bäume beherrschen. Man muss lernen, mit zwei Händen und zwei Füßen, mit zwei Händen und einem Fuß, mit zwei Händen und keinem Fuß, mit zwei Füßen und einer Hand und mit zwei Füßen und keiner Hand zu klettern. Man muss mit einem Fuß und einer Hand klettern lernen und mit weder Hand noch Fuß.

Sohn Sundaris! Man muss lernen zu klettern, wenn man ärgerlich ist, wenn man traurig ist, wenn man lacht und so weiter durch alle zweiundsiebzig großen und kleinen Gefühle hindurch. Wenn man das erreicht hat, muss man lernen, wie ein Leopard, wie ein Affe, wie eine Spinne und so weiter zu klettern, bis man die Kunst der Nachahmung der achtundachtzig Kategorien der baumkletternden Wesen beherrscht."

„Aber, mein Herr", unterbrach ihn Mati und sah dabei recht streng aus, „das kann viele Jahre dauern!"

„Viele Jahre, ja. Und wenn man sie vollendet hat, dann hat man die erste Klasse der Großen Kunst, sich in den Bäumen zu bewegen, abgeschlossen."

„Und wie viele Klassen gibt es, mein Herr?" fragte Jaya.

„Es gibt zwölf. Ich habe elf hinter mir und bin jetzt in der letzten Klasse, aber ich kann diese erst abschließen, wenn ich mein letztgültiges Gelöbnis erfüllt habe."

Der Sadhu starrte mit seinen alten Augen in die Ferne und erinnerte sich an eine längst vergangene Zeit. „Viele Leben vor diesem wurde ich als Hund geboren. Die Zeiten waren schlecht und Futter war so rar, dass ich eines Tages am Rande des Verhungerns war. Ich war gerade dabei, meinen letzten Atemzug zu tun, als eine Frau mich sah. Sie bekam Mitleid mit meinem dürren Körper und gab mir ein Stück Roti. Der Roti war heiß und mit Butter bestrichen. Köstlich! Ich konnte nie den Geruch vergessen! Auch heute noch mag ich Roti, deshalb nennt man mich Roti Baba."

„Das ist eine fesselnde Geschichte, Euer Heiligkeit", sagte Mati. „Aber was hat das mit Eurem Gelöbnis zu tun?"

„Gelöbnis? Ach ja. Wisst ihr, Hunde haben ein großes Herz und sie wissen genau, was Dankbarkeit bedeutet. Also legte ich gleich an Ort und Stelle, während der Geschmack von Butter noch in meinem Mund war, das Gelöbnis ab, dass ich dieser Frau in Zukunft immer helfen würde. Ich gelobte, dass ich in jedem Leben und in jedem Körper, in denen wir uns wiederbegegnen würden, ihre Freundlichkeit dadurch vergelten würde, dass ich etwas Gutes für ihre Kinder tun würde."

Der Weise sah Mati und Satya an. „Selbst wenn", fuhr er fort, „ihre Kinder Holzköpfe wären."

„Aber wer war diese Frau?" rief Satya.

„Es war natürlich Sundari, eure Mutter!"

Dann schlief Roti Baba fest ein. Er schlief im Sitzen und schwankte im Wind. Dabei murmelte er leise vor sich hin:

Gummibaum, Palisander,
Palasa-Baum.
Schwarzdorn-Akazie und
Orchideenbaum.

Chatur angula,
Ashoka.
Brotfrucht, Jackfrucht,

Kapitel 11

Am Abend gelang es Jaya, aus Gras-Samen-Mehl einige Rotis zu machen. Er hatte keine Butter, also tat er Fett darauf. Der Sadhu verzog das Gesicht, als er das Brot aß, aber er wurde doch mit sechs großen Stücken fertig. Nachdem er eine Stunde schweigend dagesessen hatte, rief er plötzlich: „Was wollt ihr eigentlich von mir? Ich kann ja nicht immer mit euch herumziehen! Ich muss in einem Monat weg, um an der Großen Konferenz der baumkletternden Wesen im Süden teilzunehmen! Erwartet ihr von mir, dass ich den ganzen Tag am Feuer sitze und Roti esse?“

Jaya dachte nach, dann sagte er: „Eure Heiligkeit, eines Tages werden der Prinz und die Prinzessin in ihren Königreichen sehr mächtig sein. Es wäre gut, wenn du sie etwas lehren könntest, das ihnen beim Regieren helfen würde. Etwas Nützliches.“

„Nützlich?“, kreischte Roti Baba. „Ich lehre nichts, was nützlich ist! Ich lehre Geheimnisse! Ich lehre etwas über die Seele! Ich lehre, das zu lieben, was geliebt werden soll! Ich lehre das vollkommen Nutzlose!“

„Dann bitte ich dich“, erwiderte Jaya ruhig (denn er begann Roti Baba zu verstehen), „lehre den Prinzen und die Prinzessin etwas vollkommen Nutzloses!“

„Da wollen wir mal hören, was sie lernen wollen“, grummelte der Weise.

Mati fing an: „Ich möchte etwas über die Bäume lernen. Du musst viel über die verschiedenen Arten und das Wachstum und die Statistik der Fotosynthese wissen.“

Roti Baba sah Mati so an, wie jemand eine Fliege in seinem Dal ansehen mag. „Du möchtest etwas wissen, wie?“

„Ja, mein Herr, sehr vieles!“

„Kannst du schwer arbeiten?“

„Ausgesprochen schwer, mein Herr!“

„Wirst du alles tun, was ich dir sage?“

„Ganz bestimmt, mein Herr!“

„Gut, dann sorge dafür, dass ich einige anständige Roti bekomme. Ich kann diesen Müll nicht essen.“

„Ja, mein Herr!“

Der Sadhu wandte sich an Satya. „Und du, letzte Hoffnung des Goldlandes?“

„Ich möchte in den Bäumen klettern, Eure Heiligkeit. Das ist mein größter und stärkster Wunsch. Ich wäre dir für immer dankbar!“

„In einem Monat? Du möchtest in einem Monat lernen, dich in den Bäumen zu bewegen?“

„Eure Heiligkeit, ich weiß, ich kann in dieser kurzen Zeit nicht viel lernen. Aber ich bin glücklich über alles, was ich lernen kann!“

Roti Baba grummelte vor sich hin und beklagte sich eine Weile und dann sagte er:

„Gut, es gibt eine spezielle Monats-Lektion, aber der Schüler muss intelligent sein und schwer arbeiten. Und sie hat ihren Preis.“

„Preis, Eure Heiligkeit?“

„Ich mag Rosenäpfel zum Frühstück.“

Kapitel 12

Das Training fing am nächsten Morgen schon früh an. Sie entwickelten schnell einen Stundenplan, den sie den nächsten Monat über einhalten wollten.

Er sah folgendermaßen aus: Wenn die Sonne aufgeht, waschen sich Mati und Satya im Fluss und rezitieren Verse zur Ehre von Sonne und Bäumen. Dann verbeugen sie sich vor Roti Baba und Satya bietet ihm Rosenäpfel an. Dann frühstücken sie und danach beginnt ihr Unterricht.

Nach dem Unterricht schickt der Weise sie in den Wald und sagt ihnen, sie dürften nicht vor Anbruch des Abends zurückkommen.

Mati gab sich große Mühe, jeden Tag Roti fürs Abendessen zuzubereiten, aber wenn schließlich Zeit dafür war, fühlte sie sich so müde, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Also half ihr Jaya.

Nach dem Abendessen trafen sich Satya und Mati nacheinander mit Roti Baba, um ihm zu erzählen, was sie den Tag über gelernt hatten. Manchmal sagte er nichts dazu, manchmal schrie er sie an und nannte sie Idioten und ab und zu einmal sagte er: „Gut gemacht, gut gemacht, Kind aus einer guten Familie!“

Für die erste Woche gab er Satya einen Vers zum Rezitieren:

Wie schön sind die Hände dessen, der den hält, der fällt!
Eine Menge Hände!

Natürlich sagte der Weise Satya nicht, was dieser Vers bedeutete. Das musste er selbst herausbekommen. Satya rezitierte diesen Vers jeden Tag, wenn er in die Baumwipfel hinaufstieg.

Am ersten Tag ging das Klettern noch langsam. Satyas verletzter Fuß war mit Vanaraja-Salbe eingeschmiert und fest mit Fell umwunden und also fand er Vergnügen an der schweren Arbeit. Zur Zeit des Abendessens war er jedes Mal erschöpft und mit Schrammen bedeckt, aber er fühlte sich voller Lebenskraft. Während des Essens schlief er dann lächelnd ein.

Als Satya am nächsten Morgen aufwachte, war es ganz anders. Er war so steif und wund, dass er sich kaum bewegen konnte. Er ging in den Wald wie ein Stelzenläufer und konnte die Knie nicht beugen. Das war ein schrecklicher Tag für ihn! Seine Hände und Füße bluteten, seine Arme und Beine waren trotz der schützenden Fellbekleidung voller Blutergüsse.

Die Bäume erschienen ihm nun so groß und die Wipfel so weit entfernt! Es war, als ob die Muskeln in Satyas Beinen vor

Schmerzen schrien. Jeder Zweig hegte anscheinend einen Groll gegen ihn: Er schlug ihm ins Gesicht, stach ihn in die Augen und zerschnitt ihm die Hände. Entweder waren nicht genug oder es waren zu viele Zweige da! Sie waren entweder zu dick oder zu dünn. Er hasste sie.

Am dritten Tag waren Satyas Hände und Füße in so bemitleidenswertem Zustand, dass Roti Baba ihm besondere Handschuh und Kletterschuh gab. Satya stolperte in den Wald und suchte sich die kleinsten Bäume, die er finden konnte. Einer war nicht größer als er selbst. Er stöhnte und seufzte und stieß die Äste weg. Da er schon halb schlief, hatte er die Worte des Verses vergessen und murmelte:

Wie schön sind die Hände, die … den mengen, der hält.
Eine Menge … die fällt!

An diesem Abend schlief er noch vor dem Essen ein.

Aber am Morgen des siebenten Tages geschah Satya etwas Seltsames: Seine Muskeln hatten sich an die schwere Arbeit gewöhnt und beklagten sich nicht mehr so sehr. Er lernte, sich schnell für den besten Weg zum Wipfel zu entscheiden, wenn er einen Baum auch nur ansah.

Das Seltsamste war, dass die Äste plötzlich nicht mehr seine Feinde waren. Es war, als kämen sie ihm entgegen, als wären sie Freunde. Er brauchte nichts weiter zu tun, als die Hilfe anzunehmen, die sie ihm anboten. Sie waren wie … Hände!

Und blitzschnell verstand er den Vers:

Wie schön sind die Hände dessen, der den hält, der fällt!
Eine Menge Hände!

Natürlich! Satya war nun voller Freude, wenn er kletterte. Ihm war, als sei er bei seinen Freunden, die alle bereit waren, ihn zu halten, falls er abrutschen würde. Als er an diesem Abend zum Lager zurückkam, verbeugte er sich tief vor dem

Weisen und erzählte ihm, was er gelernt hatte. Und Roti Baba sagte: „Das hast du gut gemacht! Gut gemacht, Sohn einer guten Familie!“

An dem Morgen, als Roti Baba sie verlassen musste, saß Satya vor seinem Lehrer. Er beherrschte jetzt schon viele Bewegungsarten. Dazu gehörten der Große Sprung von einem Baum zum anderen, das Schnelle Klettern, das Langsame Fallen und der Wirbel durch die Äste.

Roti Baba sagte zu ihm: „Jetzt kannst du dich durch die Bäume bewegen wie ein Kind, das seine ersten Schritte macht. Wenn du jedoch die Geheimnisse dieser Kunst erlernen willst, dann musst du täglich übern! Und wenn du kletterst, musst du Vriksha-charana-hridaya, das Wesen der Bewegung durch die Bäume, rezitieren. Wenn diese Verse für dich lebendig werden, wirst du deinen wahren Namen bekommen.“

Das Wesen der Bewegung durch die Bäume

Der König der Schwäne
hielt mitten in der Luft an
und sah auf den Wald hinunter.
Er sah keinen Kletterer.
Er sah nichts, was erklettert wurde.
Er sah zwei Tänzer
tanzen.
Und er schrie:
Tanzt!
Tanzt!

Kapitel 13

Während der ersten Woche ihres Trainings dachte Mati, ihr würde der Kopf platzen! Am Morgen gab ihr der Weise einige Fakten zum Auswendiglernen und dann schickte er sie in den Wald, damit sie selbst Fakten entdecke.

Sie lernte, wie lange jede Baumart braucht, um Wasser vom Boden bis hoch in die Zweige zu transportieren. Sie lernte, wie schnell jede Baumart Feuchtigkeit abgibt und wie schnell sie von der Sonne Kraft tankt. Sie lernte, zu welcher Zeit Bäume voller Kraft sind und zu welcher Zeit nicht und sie lernte ein wie großer Prozentsatz an Waldland mit welchem Baumtyp bedeckt ist. Sie lernte, wie viele Säugetiere, Vögel und Insekten in welcher Baumart leben und inwiefern sie damit dem Baum nutzen oder schaden.

Mati war eine so gute Schülerin, dass sie schon bald sehr viel über Bäume wusste. Sie war stolz auf ihr Wissen, deshalb war sie enttäuscht, als Roti Baba ihr am Ende der Woche sagte: „Jetzt kannst du mit dem Lernen anfangen!“

Am Anfang der zweiten Woche sagte der Weise Mati, sie dürfe nun nicht mehr an Zahlen denken. Er sagte, wenn sie auch nur eine einzige Zahl nennen würde, dann würde er sie mit Roti bewerfen. Und dann schickte er sie in den Wald, damit sie vom Morgen bis zum Abend über die Banyan Verse meditiere.

Die Banyan-Verse

Ein Banyanbaum wächst im Wald.
Seine zahlreichen Wurzeln führen
tief in den
feuchten Erdboden.
Aber warum
trinkt der Banyan?

Lache wie ein Bach,
Wasser!
Leuchte wie Silber!
Steige
durch Wurzeln,
Stamm,
Ast,
Blatt:
Himmel.

Aber warum
trinkt der Banyan?

Mati war in Schwierigkeiten. Sie fand diese Meditation sehr schwer. Sie fragte Roti Baba: „Wie viele Liter Wasser nimmt der Baum in der Stunde auf?“ Aber er schrie sie an: „Wenn du trinkst, trinke!“ und warf ein großes Stück Roti nach ihr.

Mati blieb den ganzen Tag im Wald und versuchte über die Verse zu meditieren. Sie saß, ging, legte sich hin und sie rannte sogar. Ihr wurde heiß und sie wurde müde. Aber die meiste Zeit über war ihr langweilig. So langweilig, dass sie hätte schreien mögen! „Ich dachte früher, das Leben im Palast sei langweilig. Aber wenigstens konnte ich da ein Buch über Mathematik lesen. Es gibt nichts, was so langweilig ist wie dies! Die Banyan-Verse werden mich noch verrückt machen!“

Als es Abend wurde und Zeit zum Schlafen war, schickte Roti Baba Mati in ein Bett mit einer dicken Blätterschicht und er häufte noch mehr Blätter auf sie. Sie lag dort, es juckte sie und sie stellte sich den Banyanbaum vor.

Am Morgen des Tages, bevor der Weise sie verlassen musste, kam Mati ganz benommen zu ihm. Sie hatte Blätter und Holzstückchen im Haar und ihre Augen sahen aus, als wäre sie eine Schlafwandlerin. Sie hatte sich weder im Fluss gewaschen noch Verse rezitiert noch auf Rosenäpfel und Roti geachtet.

„Hast du endlich etwas gelernt?“ fragte Roti Baba.

„Ein Baum in meinem Traum – ein Baum, versuchte mit mir zu sprechen.“

„Was hat er gesagt?“

„Ich weiß nicht.“

„Ha, du träumst ja noch! Geh in den Wald zurück und lausche!“

Mati ging tief in den Wald. Sie blieb den ganzen Tag und die ganze Nacht dort.

Am Morgen vor seinem Aufbruch, als der Sadhu gerade mit Satya gesprochen hatte, kam Mati ins Lager gelaufen. Jaya kochte das Frühstück auf dem Feuer. Er war erschrocken, wie wild Mati aussah.

„Sie *sind* wirklich!“ sagte sie atemlos.

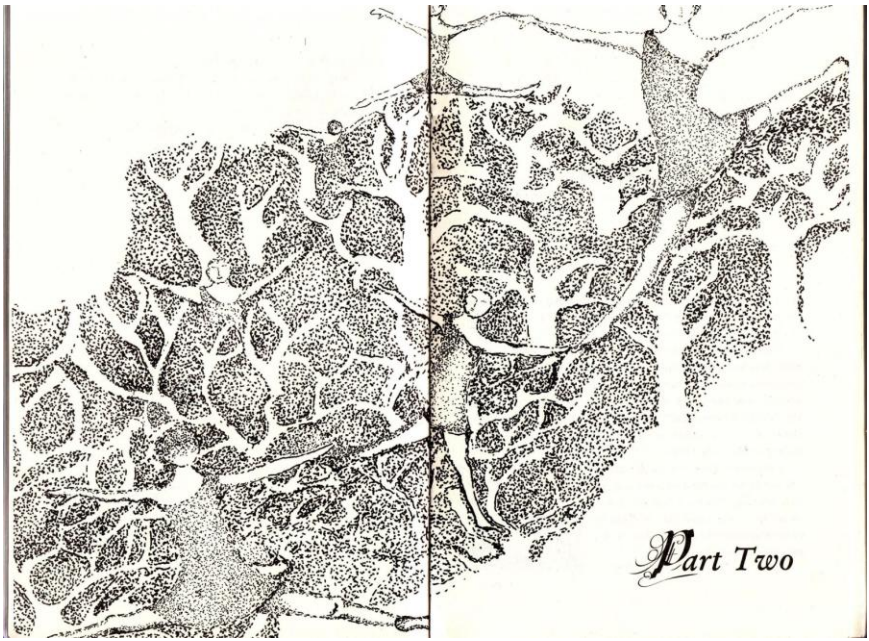
Roti Baba ging auf sie zu und sah ihr in die Augen. „Sie sind was?“

„Durstig! Heiliger, der Banyan trinkt, weil der Banyan durstig ist. Die Bäume fühlen das! Sie sind durstig! Sie fühlen Kälte und Hitze! Sie fühlen den Wind! Heiliger, sie sind genauso lebendig wie wir!“

„Dann sag ihnen, dass du das weißt! Sag ihnen, dass du aufgewacht bist. Nenne sie bei dem Namen, mit dem sie sich selbst nennen: Beständige. Vielleicht werden sie dir eines Tages auch deinen Namen sagen.“

Und Mati lief in den Wald und schrie: „Beständige! Ich danke euch! Ich danke euch, dass ihr mir euer Geheimnis anvertraut habt! Ihr fühlt den Wind! Ihr fühlt den Regen! Vergebt mir, dass ich das nicht früher gewusst habe!“

Und der Wind trug Matis Stimme durch den Wald.



Teil Zwei

Kapitel 14

Vor etwas länger als zwei Monaten hatte Roti Baba sie verlassen. Die Reisenden waren nun stark und mager und eilten durch den Wald. In ihrer Fellkleidung bewegten sie sich wie Schatten und nachts schliefen sie wie Steine.

Jeden Tag verschwand Satya für Stunden hoch oben in den Bäumen, während Jaya und Mati zu Fuß den Pfad entlanggingen. Wenn er zurückkam, sah er müde, aber zufrieden aus. „In dieser Richtung gibt es ein Dornengebüsch. Ich denke, ihr könnt ihm ausweichen, wenn ihr in Richtung Süden geht.“ Oder er sagte: „Vor uns ist ein Tiger und weil ich nicht gerade glücklich darüber bin, wie er neben dem Pfad hockt, denke ich, wir sollten einen Umweg in Richtung Norden machen.“

Matis Augen nahmen manchmal einen abwesenden Ausdruck an. Sie legte dann ihre Hand auf einen Baum und neigte ihren Kopf, als lausche sie. „Vor uns ist eine Elefantenherde, Jaya“, sagte sie dann. „Es ist vielleicht besser, wir rasten, damit wir ihnen nicht zu nahe kommen.“

„Aber ich habe keine Elefanten gehört, Prinzessin!“
„Ich auch nicht. Aber die Bäume haben sie gehört.“

Bei solchen Gelegenheiten schüttelte Jaya dann den Kopf und murmelte vor sich hin: „Na großartig! Ich habe den Sadhu gebeten, ihnen zu helfen, und nun sieh einer an, was daraus geworden ist! Sie werden zu Baumgeistern! Eines Tages werden sie noch spurlos verschwinden. Das sehe ich schon kommen! Nach vielen schrecklichen Abenteuern werde ich endlich König Hiranya finden. Er wird mich dann nach seinem Sohn und seiner Tochter fragen und ich werde sagen: ‚Leider, Euer Hoheit, sind der Prinz und die Prinzessin durch einen kleinen Fehler, den ich gemacht habe, zu Baumgeistern geworden. Sie sind für immer im Wald der Vielen Bäume verschwunden!‘“

Und dann ereignete sich etwas, das Jayas Befürchtungen zu rechtfertigen schien. Eines Tages, als Jaya voller Zuversicht war, an einem Tag, als er dachte, sie müssten bald den Fluss der Bedenklichen Überquerung erreichen, kam Satya von seiner Reise durch die Bäume nicht zurück.

Ein zweiter Tag verging und keine Spur von ihm! Am dritten Tag war Jaya so verzweifelt, dass er kaum sprechen konnte. Er entschied, dass er und Mati in der Nähe des Lagers bleiben sollten, bis sie Satya gefunden hätten.

„Vielleicht hat er nur etwas Interessantes gefunden und untersucht es genauer“, sagte Mati, aber Jayas Gesicht war finster und er konnte Mati nicht ansehen.

Früh am Morgen des vierten Tages, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang, gingen Jaya und Mati auf der Suche nach Satya einen Pfad entlang, als Mati plötzlich um Atem rang und auf die Knie stürzte.

„Was ist, Prinzessin?“ fragte Jaya und eilte zu ihr.

Mati stand langsam wieder auf und ging zu einem großen Baum. Sie kniete sich bei ihm nieder, legte ihre Hände auf seinen Stamm und lauschte. „Oh, Jaya! Er ist verletzt!“

„Ist er gefallen? Ist er schlimm verletzt? Eine Schlange …?“

Mati schloss die Augen und schwieg. „Er wurde gejagt, wie ein Affe von Jägern gejagt wird – sie jagen ihn immer noch. Sie sind viele und sie sehen wie der Nachthimmel aus.“

„Der Nachthimmel?“

„Ja, tut mir leid. Ich weiß nicht, was das bedeutet.“

„Nein! Das kann nicht sein! Prinzessin, die Uniformen von Puti Mamsas Soldaten sind schwarz und mit silbernen Sternen verziert!“

Kapitel 15

Ein Pfeil traf einen Zweig, der nur etwa zehn Zentimeter von Satyas Kopf entfernt war. Er war hoch im Blätterdach des Waldes und vom Boden aus konnte man ihn nicht zu sehen, aber wenn er seine Stellung veränderte, raschelten die Blätter und der Mann schoss einen Pfeil in seine Richtung. Darum bewegte er sich so wenig wie möglich. Er lauschte. Er fühlte, wie er schwächer wurde, und er wusste, dass er nichts mehr tun konnte.

Drei Tage zuvor hatte Satya Puti Mamsas Männer entdeckt. Sie waren auf beiden Ufern eines schnell fließenden, gefährlichen Flusses aufgestellt worden, der von Norden nach Süden floss und ihnen den Weg nach Osten versperrte. Jaya hatte gesagt, sie würden bald den Fluss der Bedenklichen Überquerung erreichen. Das musste er sein. Die Männer hatten sich in Gruppen von etwa vierhundert Soldaten und Bogenschützen gelagert.

Als Satya die Zelte und Lagerfeuer gesehen hatte, war er in der Nacht zum Lager geschlichen, um Untersuchungen anzustellen. Er glitt durch die Bäume, lag in Büschen und lauschte in die Dunkelheit. „Puti Mamsa weiß offensichtlich, dass wir im Wald sind und wohin wir wollen“, dachte er. Offenbar hatte er

viele Tausende seiner Soldaten zusammengerufen und an den Ufern stationiert, denn er wusste, dass die drei Wanderer den Fluss an irgendeiner Stelle überqueren mussten.

Zuerst lachte Satya über den Plan. Was dachte Puti Mamsa wohl, wie dumm er und seine Gefährten waren? Dachte er, sie würden diesen Männern, die sich gar keine Mühe gaben, sich zu verstecken, geradewegs in die Arme laufen? Aber dann fing er doch an, sich Sorgen zu machen.

Jaya hatte gesagt, sie hätten keine andere Wahl, als den Fluss der Bedenklichen Überquerung zu überschreiten. Was würden sie nun tun?

Also blieb er und suchte nachts sorgfältig nach einem schwachen Punkt in der Linie der Männer. Er suchte nach einer Stelle, an der sie den Fluss überqueren könnten. In der letzten Nacht war er zu lange geblieben, und als er sich im Licht des frühen Morgens durch die Bäume in den Wald zurückschwang, wurde er entdeckt.

Satya bewegte sich zwar schnell durch die Bäume, aber er war eben doch kein Roti Baba! Puti Mamsas Bogenschützen langweilten sich und als sie schließlich etwas sahen, das sie für einen großen Affen hielten, der sich durch die Zweige davon schwang, schlossen sie Wetten ab, wer von ihnen ihn herunterschießen würde. Satya wurde also von etwa dreißig Männern gejagt, die alle sehr schnell laufen konnten und die alle erfahrene Bogenschützen waren. Zuerst dachte er, er könnte weit genug vor ihnen bleiben, aber als die Pfeile dichter und schneller kamen, bemerkte er, dass er dummerweise eine Richtung eingeschlagen hatte, die auf einen Dschungel-Pfad führte. Die Männer kamen auf dem Pfad schnell vorwärts, während er sich in den Zweigen abmühte. Sobald er seinen Fehler bemerkt hatte, bog er scharf nach rechts ab und wandte sich vom Pfad weg in den dichten Wald.

Als er gerade von einem Sal-Baum zum anderen sprang, fühlte er einen schrecklichen Schlag in der rechten Schulter. Er landete schwer in dem Baum. Er hörte, wie der Mann rief:

„Getroffen! Getroffen!“ und er wusste, dass er, wenn er sich nicht weiterbewegte, bald tot sein würde. Er ließ seinen unbrauchbar gewordenen Arm einfach baumeln, preschte den Baum hinauf und sprang in einen größeren Baum. Es gelang ihm, den Abstand zwischen sich und den Verfolgern zu vergrößern, aber das kostete ihn viel Kraft. Da die Männer wussten, dass er verwundet war, liefen sie nicht mehr, sondern richteten ihre Anstrengungen nun auf das Schießen. Er wurde in eine Wolke von Pfeilen eingehüllt. Als er den Weg um einen Sumpf herum nahm, denn er wusste, dass es für die Männer am Boden schwer sein würde, durch den Sumpf zu kommen, fühlte er, wie ein Pfeil ihn in den Schenkel seines linken Beines traf.

Jetzt würde es sich erweisen, ob Satya ein wahrer Baumkletterer war! Die beiden Pfeile brannten ihn wie Feuer. Ohne nachzudenken und ohne anzuhalten, kletterte er weiter, bis er den Sumpf zwischen sich und die Bogenschützen gelegt hatte und die Pfeil-Wolke dünner geworden war. Dann legte er sich tief Atem schöpfend auf einen großen Zweig und versuchte, sich über seine Situation klar zu werden.

Die Pfeile hatten Widerhaken und er konnte sie nicht herausziehen. Wenn er sie nur berührte, durchfuhr ihn ein Schmerz, der ihn fast ohnmächtig werden ließ. Also tat er das Beste, was er tun konnte: Er brach die Schäfte der Pfeile nahe an seinem Körper ab, damit sie sich nicht in den Zweigen verfingen, wenn er weiterkletterte. Er zwang sich, ruhig zu liegen, sich aufzuruhen, tief zu atmen und nachzudenken.

Satya hörte einige der Männer - schon aus der Ferne - den anderen zurufen, sie sollten nicht mehr an den Affen denken, sondern auf ihren Posten zurückkehren. Sie hatten Angst, sie würden bestraft, wenn sie zu lange wegblieben. Aber als er vorsichtig durch die Blätter lugte, sah er, dass etwa zwölf Männer die Jagd noch nicht aufgegeben hatten und nun langsam um den Sumpf herumgingen. Sie kamen näher.

In dem schrecklichen Augenblick, als er dem Schmerz und der Hoffnungslosigkeit fast nachgegeben hätte, fielen Satya die

Verse vom Wesen der Bewegung durch die Bäume wieder ein. Roti Baba hatte ihm gesagt, er solle sie beim Klettern immer wiederholen, aber Satya, jung und leicht abzulenken, wie er war, hatte das nicht mehr gemacht. Jetzt beruhigte er sich und brachte sich die Worte ins Gedächtnis zurück:

Der König der Schwäne
hielt mitten in der Luft an
und sah auf den Wald hinunter.
Er sah keinen Kletterer.
Er sah nichts, was erklettert wurde.
Er sah zwei Tänzer
tanzen.
Und er schrie:
Tanzt!
Tanzt!

Ohne noch einen Augenblick nachzudenken, nahm Satya einen tiefen Atemzug und schwang sich in die Äste. Der Schmerz war stark und stetig und in den nächsten beiden Stunden wurde er noch schlimmer. Es gab keine Möglichkeit, ihm zu entkommen. Aber er hatte ja gelernt, wie er sich mit einem Arm und einem Bein durch die Bäume bewegen konnte, er tat also, was er gelernt hatte, und als er das tat, wurde die Lehre für ihn lebendig.

Satya fand heraus, wie er die Geschmeidigkeit kleiner Äste benutzen konnte, um sanft in den nächsten Baum zu fallen. Er lernte, den Ästen bestimmter Bäume zuzutrauen, dass sie wie ein Bogen zurückschnellten, wenn er sie mit seinem Gewicht niederbeugte, sodass sie ihn in den nächsten Baum schleuderten. Er erinnerte sich daran, wie man dadurch, dass man sich abrollte, Kraft sparte, und wie er seine Zähne benutzen konnte, um sich festzuhalten.

Satya dachte an eine Zeit, als seine Familie ins Hügelland gefahren war, um während eines sengenden Sommers Kühlung zu suchen. Eines Abends hatten sie den Hügelleuten beim Tanzen

zugesehen. Es war ein Kreistanz, Männer und Frauen tanzten miteinander. Eine alte Frau im Mittelpunkt des Kreises schlug eine kleine Trommel und sang laut einen Vers. Alle anderen Tanzenden hielten einander an den Händen und sangen einen anderen Vers.

Das ging immer so weiter, der Takt wurde immer schneller und die Tanzenden lehnten sich auf das Gewicht und die Bewegung ihrer Nachbarn und Nachbarinnen. Satya war von diesem Tanz fasziniert. In seinem Königreich berührten die Tanzenden einander nicht beim Tanz, schon gar nicht Männer und Frauen. Wie anders doch die Hügellandtänze waren! Vielleicht drückten diese Tänze aus: Du bist ein armer Dorfbewohner und du kannst in diesen Hügeln nur überleben, wenn du dich auf deine Nachbarin verlässt. Du wirst nur überleben, wenn dein Nachbar sich auf dich verlassen kann. Ihr werdet nur überleben, wenn Männer und Frauen zusammenarbeiten.

An diese Tänze dachte Satya, als er seine Verse wiederholte und sich durch die schwankenden Bäume schwang.

Er sah keinen Kletterer.
Er sah nichts, was erklettert wurde.
Er sah zwei Tänzer
tanzen.

Ja, ja, er kletterte ja gar nicht auf einen Baum! Die Bäume wurden ja gar nicht von ihm erklettert! Sie waren Tänzer wie die Dorfbewohner im Hügelland! Und durch einen Nebel von Schmerz und Durst hörte Satya Roti Baba schreien: „Tanz! Tanz!“

Also ging der Tanz weiter. Die Pfeile flogen, aber Satya war ihnen immer voraus. Er stieg wie der Saft in den Baumstämmen, er wirbelte wie ein Blatt, er trieb im Wind wie eine Vogelfeder, er fiel wie eine reife Frucht.

Die Bogenschützen hielten inne und sahen den seltsamen Affen von einem Zweig fallen. „Er fällt!“ riefen sie, aber dann sahen sie Satya auf dem Wipfel eines anderen Baumes

auftauchen. Einer nach dem anderen gab auf und ging ins Lager zurück.

Jetzt war nur noch ein einziger Bogenschütze übrig. Satya lag still auf dem Ast eines hohen Sal-Baums. Der Baum stand auf einem Hügel und war von riesigen Felsen und Dornendickicht umgeben. Satya war mit seiner Kraft am Ende und er dachte, er werde sich niemals mehr von diesem Baum wegbewegen. Er hatte seinen letzten Tanz getanzt. Dann hörte er die Stimme des Bogenschützen von den Felsen zu ihm herauftönen.

„Das hast du sehr gut gemacht, Held unter den Affen! Aber nichts bleibt am Leben, wenn ich es einmal im Ärger angesehen habe. In dir stecken zwei meiner Pfeile und sie werden dich töten. Ich bin Shatru Han, der, der die Feinde zugrunde richtet, der Hauptbogenschütze Puti Mamsa Rajas! Schmecke mein Gift im Sterben!“

Als Satya seine Kraft zusammennahm und am Ast entlang blickte, sah er Shatru Han umkehren. In seinem Köcher steckten keine Pfeile mehr. Als der Mann zuerst immer kleiner wurde und dann zwischen den Bäumen verschwand, schwand auch Satyas Kraft. Er umarmte den Sal-Baum und sagte, wobei er das Bewusstsein verlor: „Oh Tanzpartner, lass mich nicht fallen!“

Kapitel 16

Mati hielt ihre Hand an einen Zimtbaum. Sie lauschte. Dann änderte sie ihre Richtung. Jaya ging neben ihr und hielt seinen Bogen in Bereitschaft. Die Stunden vergingen und sie taten, was sie konnten, um Satya zu finden, aber das war nicht einfach, weil er sich die ganze Zeit über weiterbewegt hatte.

Plötzlich hielt Mati inne. Sie kauerte sich hin und bedeutete Jaya, leise zu sein. Minuten vergingen. Dann hörten sie es: Jemand zu ihrer Linken ging zwischen den Bäumen. Shatru Han trat in eine Lichtung. Das Silber auf seiner schwarzen Uniform leuchtete in der Sonne. Jaya spannte seinen Bogen, aber dann sah

er, dass der Köcher seines Feindes leer war. Er flüsterte: „Dieser Mann jagt nicht. Er geht in seinen eigenen Fußstapfen dahin, woher er gekommen ist. Die Jagd ist vorbei. Prinzessin, wenn die Bäume sprechen können, dann ist jetzt die rechte Zeit dafür!“

Mati schwieg und lauschte. „Er ist in der Nähe!“

Als Shatru Han außer Sichtweite war, stand sie auf und ging zum Rand eines ausgebreiteten Dornendickichts. Sie ging um das Dickicht herum und sie lief, obwohl der Boden äußerst uneben war, sehr schnell und mit halb geschlossenen Augen. Nicht weit entfernt war ein von Brombeergestrüpp und Felsen umgebener, zerklüfteter Hügel und darauf stand ein einzelner Sal-Baum.

Sie rannten den Hügel hinauf. Am Fuße des Sal lag Satya, zusammengerollt, als schlafe er. Sein Gesicht war erschöpft und blutleer und es schien, als atme er nicht. Mit seinem kurzgeschnittenen Haar und in seinen braunen Fellkleidern sah er wie ein Wildtier auf. Die Stümpfe zweier Pfeile ragten aus schlimm geschwollenen Wunden heraus.

„Er klammert sich ans Leben“, sagte Jaya und bückte sich, um ihn genauer anzusehen. „Aber in seinen Wunden ist Gift.“

Mati sammelte schnell trockene Zweige und zündete ein kleines Feuer an. Nachdem Jaya sein Messer geschärft und die Klinge in die Flamme gehalten hatte, um sie zu reinigen, schnitt Jaya Satya tief ins Fleisch und zog die Reste der Pfeile heraus. Er saugte das Gift aus den Wunden, bestrich sie mit Heilsalbe und legte einen Verband an. Dann beteten er und Mati für Satya und bereiteten eine Brühe zu, die er trinken sollte, wenn er das Bewusstsein wiedererlangt haben würde.

Vier Tage lang hing Satyas Leben am seidenen Faden. Das Fieber wütete und er drehte und wendete sich auf seinem Blätterbett, stöhnte und schrie. Er war in seiner eigenen Welt gefangen. Während Jaya nach Puti Mamsas Männern ausschaute, hielt Mati Satyas Kopf, sang ihm etwas vor, und nötigte ihn, kleine Schlucke Wasser zu trinken.

Und Satya hatte einen Traum.

Der Feuertraum

Ein Feuer raste durch den Wald der Vielen Bäume. Die Bäume warfen ihre Zweige ab und die Tiere flohen, ohne sich umzusehen. Satya war ein Affe und floh mit den anderen Tieren. Erst reiste er in den Bäumen. Als der Rauch dann dick wurde und seine Lungen füllte, stieg er auf den Boden hinunter und lief mit den anderen Tieren. Tiger und Reh, Hase und Wolf – alle rannten gemeinsam. Satyas Pelz war angesengt, ein Arm und ein Bein waren schlimm verbrannt. Er hinkte weiter, so schnell er konnte, außer Atem, voller Angst und Verwirrung. Sein Durst war unerträglich und er konnte kein Wasser finden. Die Flammen brüllten und krachten in den Zweigen über seinem Kopf. Als die Feuerwand dichter wurde und ihn schon von allen Seiten umgab, hörte Satya eine Stimme. Es war, als käme die Stimme vom Feuer selbst.

„Satya! Satya! Warum fürchtest du dich? Ich bin der Tod und ich bin von Anfang an bei allen Geschöpfen. Ich ziehe niemanden vor. Ich umarme Menschen und Nicht-Menschen. Ich umarme Könige und Bettler. Ich beuge mich vor keinem Prinzen, aber ich hasse nicht und ich nehme keine Rache. Du kannst mich weder besiegen noch mir entkommen. Aber wenn du Satya der Tänzer bist, dann tanze mit mir!“

Satya der Tänzer wandte sich um und sah dem Feuer ins Antlitz. Seine Angst verließ ihn und er tanzte den Feuertanz.

Kapitel 17

Mati rollte sich vor Lachen auf dem Boden. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wann sie jemals so sehr hatte lachen müssen. Sie erstickte fast vor Lachen. Satyas Fieber war gewichen und er saß an einen Baum gelehnt und trank seine Brühe. Mati lachte vor Erleichterung und sie lachte über Satyas Gesichtsausdruck beim Trinken der bitteren Flüssigkeit. Sie lachte, weil er ihnen erzählt

hatte, dass man ihn einen Helden unter den Affen genannt hatte. „Ich habe ja immer gewusst“, sagte sie zwischen zwei Japsern, „dass du eines Tages ein Held sein würdest!“

Satya trank seine Kräuterbrühe und ließ Mati ruhig lachen. Er war müde, aber er wusste, dass er nun immerhin außer Gefahr war. Er lehnte sich gegen den Baum und dachte an seinen Traum. Satya der Tänzer. Roti Baba hatte ihm gesagt, er werde seinen wahren Namen entdecken und jetzt besaß er ihn! Aber sollte er Mati und Jaya seinen wahren Namen sagen? Vielleicht wäre es besser, wenn er für seine Gefährten einfach der Junge bliebe, ein Junge, der Kräuterbrühe hasste, der sich in schwierige Situationen brachte und der ein Held unter den Affen war.

Jaya hatte schon versucht herauszufinden, wie sie an Puti Mamsas Lagern vorbeikommen könnten. Diese Aufgabe war sehr schwer zu lösen! Gegen Puti Mamsas Männer zu kämpfen kam nicht in Frage. Zwei junge Leute und ein Mann waren den Tausenden von Soldaten und Bogenschützen in keiner Hinsicht gewachsen!

Mati kniete neben Jaya und zeichnete mit einem Stock etwas auf den Boden.

„Jaya, wenn wir es geschafft haben, auf die andere Seite des Flusses zu kommen, wie geht es dann weiter? Als wir aufbrachen, hast du uns erzählt, dass der Wald der Vielen Bäume am Fluss der Bedenklichen Überquerung endet, deshalb dachte ich, auf der anderen Seite des Flusses wären nur mit Gras bedeckte Ebenen oder baumlose Berge oder kleine oder große Städte. Aber Satya sagt, er habe nur noch mehr Bäume gesehen.“

„Prinzessin, ich wollte euch nicht entmutigen. Der Wald der Vielen Bäume endet am Fluss und am anderen Ufer beginnt ein neuer Wald.“

„Wie heißt der Wald?“

„Der Wald der Vielen Vielen Bäume.“

Mati lächelte. „Vielleicht sehen viele Dinge nur so aus, als ob sie ein Ende hätten?“ Jayas Neuigkeit zu hören störte sie gar nicht, denn inzwischen fühlte sie sich in der Nähe von Bäumen am

sichersten. „Jaya“, sagte sie, „was für einen Plan hast du für die Überquerung des Flusses?“

„Prinzessin, bisher ist mir noch keiner eingefallen.“

„Wenn du gestattest, wäre ich da gerne etwas behilflich.“

„Aber gewiss doch!“

„Ich sehe das so: Wir fangen wieder mit unseren beiden Hauptmöglichkeiten an. Wir können um den Fluss herumgehen oder ihn überqueren. Soweit ich die Sache verstehe, würde uns eine Wanderung um den Fluss herum zu viel Zeit kosten.“

„Das stimmt. Er ist sehr viele Kilometer lang. Wir würden Jahre brauchen. Und wir müssen davon ausgehen, dass Puti Mamsa seine Soldaten lange Strecken in beiden Richtungen auf beiden Ufern kampieren lässt.“

„Also müssen wir ihn überqueren und wir sollten versuchen, ihn zu überqueren, ohne allzu weit die Ufer entlang zu reisen. Wir wollen einmal die fliegenden Wagen, von denen du in deiner Geschichte erzählt hast, die uns aber leider nicht zur Verfügung stehen, streichen. Dann bleiben uns wieder zwei Möglichkeiten: Wir können uns den Weg freikämpfen oder wir schleichen über den Fluss, wenn Puti Mamsas Männer gerade nicht hinsehen. Offensichtlich werden wir alle sterben oder gefangen genommen, wenn wir uns den Weg freizukämpfen versuchten, also werde ich diese Möglichkeit mit deiner Erlaubnis auch streichen.“

„Sehr gut!“

„Wir müssen uns also hinüberschleichen. Jetzt haben wir wieder zwei Möglichkeiten: Wir können uns am Tag oder in der Nacht hinüberschleichen. Die zweite Möglichkeit ist deutlich besser und sie überlässt uns zwei weitere Möglichkeiten: Wir können uns hinüberschleichen, wenn der Mond hell scheint oder wenn er nicht hell scheint. Die zweite Möglichkeit ist deutlich besser und ich glaube, ich sollte dich daran erinnern, dass in fünf Tagen Neumond ist. Wenn wir diesen Zeitpunkt wählen, haben wir wieder zwei Möglichkeiten: Wir reisen entweder auf dem Wasser oder wir finden einen anderen Weg.

Sowohl der Name des Flusses als auch das, was Satya erzählt hat, veranlasst mich zu denken, dass der Fluss, der schnell fließt und felsige Ufer hat, sehr ungeeignet zum Schwimmen oder zum Rudern ist. Also müssen wir einen anderen Weg finden.

Jetzt ist noch eine letzte Entscheidung zu treffen: Versuchen wir, diese Überquerung allein zu bewältigen oder bitten wir unsere Freunde um Hilfe? Die Bäume sind Satyas Freunde. Sie sind auch meine Freunde. Warum sollten wir sie also nicht um Hilfe bitten?“

„Aber wie können sie uns helfen?“

„Woher sollten wir das schon wissen, bevor wir sie gefragt haben? Ich will sie fragen.“

„Sehr gut, Prinzessin.“

Jaya fiel es noch schwer, von Mati Hilfe anzunehmen. Sie war eine junge Frau. Kaum mehr als ein Mädchen, nicht wahr? Und sie war eine Prinzessin. Prinzessinnen sollten beschützt werden, sie sollten nicht verwickelte Handlungen auf Leben und Tod planen. Aber andererseits hatte sie viele gute Einfälle. Wäre er nicht stur und kindisch, wenn er ihren Rat zurückweisen würde?

Mati ging in den Wald und setzte sich in die Mitte eines Pipal-Bestandes. Sie kreuzte die Beine und tat ein paar tiefe Atemzüge, um ihren Geist zu beruhigen. Dann sandte sie behutsam ihre Gedanken aus.

„Beständige! Im Namen des Einzigen, dessen Wurzeln die Erde zusammenhalten, grüße ich euch!“

Und ein Flüstern kam zurück: „Wir grüßen dich, Zweibeinerin.“

„Beständige! Meine Freunde und ich wollen sicher das Lange Wasser überqueren. Da sind böse Männer, die uns verletzen wollen. Wir brauchen eure Hilfe!“

„Böse Männer. Böse Männer? Was sind böse Männer?“

„Männer, die zerstören.“

„Holzfäller? Brandstifter? Männer, die das Reine unrein machen?“

„Ja. Ja, Beständige!“

„Was sollen wir tun? Was braucht ihr?“

Und so ging das Gespräch weiter. Als es zu Ende war, verneigte sich Mati, sprach ein Gebet und ging ins Lager zurück.

An diesem Abend am Feuer sagte Mati, sie habe erfahren, dass es drei Tagereisen von ihrem Lagerplatz entfernt eine Stelle gebe, an der die Zweige der Bäume auf beiden Ufern sich über dem Fluss treffen. Sie hatte gebeten, dass die Bäume den dreien erlaubten, den Fluss zu überqueren, indem sie durch die Äste kletterten, und die Bäume hatten die Erfüllung der Bitte gewährt. Mati schlug vor, dass sie am folgenden Tag in der Morgendämmerung aufbrechen, in der Nähe des Flusses ein neues Lager aufschlagen und das Gebiet sorgfältig auskundschaften sollten. Wenn vom Mond am wenigsten zu sehen wäre, würden sie ihren Versuch unternehmen.

Jaya und Satya hatten Matis Plan wenig hinzuzufügen. Sie packten ihre Sachen zusammen und bereiteten sich darauf vor, im ersten Morgenlicht aufzubrechen.

Kapitel 18

Bald würde es dunkel werden. In ein paar Stunden würden die Reisenden versuchen, den Fluss zu überqueren.

Sie waren nur langsam bis zu diesem Lagerplatz gereist. Satya war noch schwach und sie hatten für die Reise, für die sie normalerweise drei Tage gebraucht hätten, fünf Tage gebraucht. Jetzt mussten sie schnell das Gelände auskundschaften und endgültig ihre Pläne schmieden.

Satya war langsam auf einen großen Baum in der Nähe des Flusses gestiegen. Er bewegte sich vorsichtig, aber er liebte das Gefühl, nach diesen langen Tagen des Fiebers und der Krankheit wieder zu klettern! Seine Aufgabe war es, solange es noch hell war, so viel er konnte von der Stelle zu sehen, an der sie den Fluss

überqueren würden: Wie viele Wachen waren in der Nähe? Wie schwierig würde die Überquerung sein?

Jaya schlich sich leise durch die Büsche zu den Zelten der Feinde und erkundete den Grad der Bereitschaft und die Aufmerksamkeit der Wachen.

Mati saß allein im Wald. Sie hatte ihre Hände auf den Stamm eines Teakbaums gelegt und bat ihn, ihre Worte zu den Bäumen zu tragen, die am Flussufer standen.

Bäume legen viel Wert auf Höflichkeit. Man muss auf die richtige Art mit ihnen sprechen und geduldig sein. Das lernte Mati gerade. Sie wusste auch, dass die Bäume neben dem Fluss der Bedenklichen Überquerung etwas eigen waren.

Bäume, die an wilden Flüssen wachsen und die wissen, dass der Fluss eines Tages die Erde von ihren Wurzeln spült und dass dann der Wind weht und sie fortträgt, werden von allen anderen Bäumen als Helden geehrt. Zu einem Baum, der ein Held ist, muss man mit besonderer Achtsamkeit sprechen. Was noch schwerer wiegt, ist, dass nur die Fluss-Bäume die Lieder und Geschichten hören können, die der Fluss mit sich führt. Nichts haben Bäume lieber als Lieder und Geschichten und es ist ihnen eine Ehre, wenn sie sie an andere Bäume weitergeben können.

Die Bäume am Fluss der Bedenklichen Überquerung hörten die Verse der Tiere, die Schuppen trugen, das Schwatzen der Vögel und das Flüstern der Insekten, die mit ihren Flügeln flüchtig die Wasseroberfläche berührten. Sie lauschten auf den zarten Rhythmus der Strahlen des Mondes. Sie hörten die Geschichten der Tiere, die sich oben am Flussufer zum Trinken versammelten. Sie hörten die Balladen, die die Farne seit Millionen von Jahren von einer Generation zur anderen weitergeben.

Sie hörten die Lieder, die Priti sang, als sie ihre Kleider auf einem Felsen in der Nähe ihres Dorfes wusch, das viele Tagesreisen entfernt im Norden liegt, und sie hörten die kleinen Reime, die Putli sang, als sie mit ihren Freundinnen im eisigen Strom zu Füßen des Kalten Gebirges spielte. Alle diese Lieder und

Geschichten behielten die Bäume am Fluss im Gedächtnis und gaben sie an den übrigen Wald weiter.

Langsam und höflich stellte Mati sich vor und grüßte die Bäume am Fluss voller Hochachtung. Dann erzählte sie ihnen von den Männern, die sie verfolgten, und davon, wie sie vor fünf Tagen die Erlaubnis bekommen habe, den Fluss mit Hilfe der Bäume zu überqueren.

Die Bäume am Fluss erwiderten in strengem Ton: „Wir nehmen deinen Gruß an, Zweibeinerin. Es gefällt uns, dass du die Sprache der Großen und Beständigen gelernt hast. Aber wir ergreifen nicht Partei für Verfolger oder Verfolgte. Einige jagen und einige fliehen. Das ist ein ewiges Gesetz."

„Aber, Ihr Großartigen, diese Männer sind nicht einfach nur Verfolger. Sie sind Baumfäller und Brandstifter, sie machen das Reine unrein."

„Das sagst du so einfach, aber warum sollten wir dir glauben?"

„Großartige, ich erinnere euch bescheiden daran, dass wir schon vor ein paar Tagen die Erlaubnis bekommen haben."

„Einzig und allein die Bäume am Fluss erlauben, dass man auf ihnen klettert. Die, die den Anspruch erhoben haben, sie könnten diese Erlaubnis erteilen, haben ihre Befugnisse überschritten."

„Aber wir müssen heute Nacht reisen!"

„Dann reist nur. Ihr könnt auch ruhig klettern, aber das müsst ihr dann, wie alle anderen Lebewesen auch, auf eigene Gefahr tun."

Mati wusste nicht, was sie sagen sollte. Die Überquerung würde sehr gefährlich sein und sie brauchten dafür wirklich jede Hilfe, die sie bekommen könnten! Aber ihr fiel nichts mehr ein, was sie zu den Bäumen am Fluss hätte sagen können. Drohungen kamen nicht in Frage und Bäume sind auch nicht dadurch zu beeindrucken, dass ein Mensch königlicher Abkunft ist, es würde also nichts nützen, den Bäumen zu erzählen, dass sie die Prinzessin aus Goldland sei.

Da beschloss sie, ihren Geist mit der Banyan-Meditation zu beruhigen. Sie setzte sich zu Füßen eines Teakbaums. Minuten vergingen, schließlich eine ganze Stunde und Mati verlor sich im Bild des durstigen Baums.

„Lache wie ein Bach!“ flüsterte Mati, „Leuchte wie Silber!

Steige“, sang Mati, „durch Wurzeln, Stamm, Ast, Blatt: Himmel.“

Als ihre Meditation schließlich zu Ende war, blieb Mati noch einen Augenblick lang sitzen und genoss ihren Seelenfrieden. Mitten in ihrem Seelenfrieden hörte sie eine Stimme. Es war die Stimme eines der Bäume am Fluss.

„Ein Geschenk ist ein Gegengeschenk wert! Du hast das Lied des Banyan schöner gesungen als irgendjemand, von dem wir es jemals gehört haben. Heute Abend werden wir es dem Wald vorsingen, wie du es uns vorgesungen hast. Gebrauche mit deinen Freunden unsere Äste für die Überquerung! Tu das, Mati die Grüne!“

Und Mati die Grüne verbeugte sich tief vor den Bäumen am Fluss.

Kapitel 19

Es wurde dunkel. Jaya führte die beiden durch Büsche und Bäume in Richtung des Flusses der Bedenklichen Überquerung.

Keins von ihnen sagte etwas. Sie gingen so leise, wie Blätter durch die Luft fallen. Sie gingen so nahe an den Zelten von Puti Mamsas Soldaten vorüber, dass sie die schlafenden Männer mit offenem Mund auf dem Rücken liegen sehen und schnarchen hören konnten.

Schließlich kamen sie zu den Bäumen am Fluss. Dort knieten sie nieder und dachten über ihre Situation nach. Der Fluss war hier nur vierundzwanzig Meter breit und er toste durch die Nacht. Dabei riss er Erdboden von beiden Ufern weg und brachte damit Bäume und Büsche in Gefahr. In ihrer Nähe stand eine

Weide, deren Wurzeln noch fest verankert waren, und streckte ihre Zweige wenigstens neun Meter über den Fluss. An diese stießen die Zweige einer Weide vom anderen Ufer, deren Wurzeln sich schon zu lockern begannen. Sie würde nicht mehr lange dort stehen.

Die Weide auf der anderen Seite streckte sich etwa zwanzig Meter über den Fluss und ihre Zweige überschnitten sich also mit denen des ersten Baumes um etwa fünf Meter. An dieser Stelle mussten sie den Fluss überqueren.

Die Nacht war nicht so dunkel, wie sie erwartet hatten. Die Sterne leuchteten, als ob sie versuchten, den Mangel an Mondlicht wettzumachen. Sogar die Planeten schienen darauf bedacht zu sein, ihr Licht dem übrigen Licht hinzuzufügen. Die Jungfrau war wie ein Diamant und der Mars wie ein Kupferkügelchen.

Auf beiden Flussufern hatten Puti Mamsas Männer Lagerfeuer entfacht.

Jaya machte sich Sorgen. Diese Überquerung konnte ein Weg in die Freiheit oder das Ende ihrer Reise sein. Was wäre, wenn man sie beim Klettern in den Bäumen sehen würde? Und die Überquerung selbst: Vor und hinter ihnen wären Soldaten und unter ihnen der rasende Fluss!

Er war auch besorgt, wie er selbst die Überquerung bewältigen würde. Satya würde keine Schwierigkeiten mit dem Klettern haben und Mati war leicht und behände und die Bäume hatten sie gerne. Aber er war ein schwerer Mann. Er trug auch das meiste Gepäck. Er hielt den Bogen gespannt. Wie würde er sich dort, wo die Zweige sich überschnitten, leise durch die dünnen Zweige bewegen können? Die Zweige würden sich beugen und schwingen, die Blätter würden wehen und flattern …

Satya war schon unten am Weidenstamm angekommen und hatte die Büsche von der Nordseite her betreten. Diese Büsche würden sie vor den Blicken der Wachposten abschirmen, wenn sie den Stamm bestiegen.

Jaya und Mati gingen Satya hinterher, aber sie sahen ihn schon oben am Stamm und schnell in den Ästen verschwinden. Sie warteten, bis er die Stelle erkundet hatte, an der sie den Fluss überqueren würden. Dann war er plötzlich wieder in den niedrigsten Zweigen. Seine Zähne schimmerten, als er die Gefährten im Sternenlicht anlächelte.

Jaya schob Mati von unten, während Satya sie von oben zog und im Nu war sie oben. Dann war Jaya an der Reihe.

„Na also“, dachte er bei sich, als er es auf den Baum geschafft hatte, „das war ja gar nicht so schlecht!“ Wie sicher es sich unter den Weidenblättern anfühlte, wo sie niemand sehen konnte! Es dauerte nicht lange und sie waren an der Stelle, wo sie den Fluss überqueren würden. Aber was jetzt? Jaya bemerkte, wie seine Besorgnis zurückkehrte. Die dicksten Zweige waren dort, wo sie einander berührten, nur drei bis vier Zentimeter dick. Sie würden sich unter Jayas Gewicht beugen. Sie würden sich tief hinunterbeugen!

Satya zögerte keinen Augenblick. Ehe noch eines der beiden anderen einen Gedanken fassen konnte, tanzte er von einem Baum auf den nächsten. Klein und behände, wie er war, und indem er sich an die Teile der Zweige, die Blätter trugen, hielt, bewegte er sich mit dem Schwingen der Zweige im Wind. Niemand hätte ihn vom Boden aus sehen können.

Dann war Mati an der Reihe. Sie wusste, dass sie sich nicht wie Satya bewegen konnte, aber sie fürchtete sich nicht. Sie hatte sich beim Klettern von Anfang an sicher gefühlt. Die erste Weide hatte ihr etwas zugeflüstert und ihr ihre Zweige hingehalten. Jetzt hatte sie das Gefühl, dass die erste sie der zweiten übergab, wie eine Mutter ein Kind seinem Vater übergibt.

In diesem stillen Augenblick des Übergangs, als Mati sich von dem ersten zum zweiten Baum bewegte und ihr Kopf über den blättrigen Zweigen in den Sternen war, flüsterte ihr die schräg geneigte Weide etwas zu. Es waren Fragen. Seltsame Fragen, auf die Mati keine Antworten wusste. Sie atmete tief. Dann dankte sie der Weide, die sie in ihre Zweige aufgenommen hatte.

Nun war Jaya an der Reihe. Er war ein starker Mann und ein tapferer Krieger, aber starke Männer und tapfere Krieger verbringen ihre Zeit für gewöhnlich nicht in Bäumen. Er war seit seiner Kindheit auf keinen Baum mehr geklettert. Deshalb war sein Übergang nicht gerade besonders elegant und schön. Wie er gefürchtet hatte, senkten sich die Zweige und die Blätter zitterten.

Satya konnte das gar nicht mit ansehen und hoffte nur, dass von keiner Uferseite her irgendjemand in ihre Richtung blickte!

Als Jaya es auf die Zweige der schräg geneigten Weide geschafft hatte, verfing sich sein Bogen an einem kleinen Ast. Ohne nachzudenken zog er daran, anstatt ihn vorsichtig loszumachen. Der Zweig sprang zurück und die Blätter rauschten wild.

Wie ein Pfeil, der einen Bogen über einen Fluss beschrieb, kam ein Schrei von dem Ufer, das sie verlassen hatten.

„Mann über dem Fluss! Zu den Waffen, Gefolgsleute König Puti Mamsas des Großen, möge er ewig leben!“

Jaya und Mati glitten in die Büsche unter der schräg geneigten Weide! Satya führte sie, als die Wachen ein zweites und ein drittes Mal riefen. Nun eilten sie zwischen den dicken Äste hindurch, nun glitten sie den Stamm entlang, nun landeten sie in den Büschen und im Unterholz!

Als sie bäuchlings auf dem Boden lagen, hörten sie Schreie, die den früheren Schreien antworteten. Einige kamen vom weiter entfernten Ufer und einige aus nicht mehr als sechs Metern Entfernung auf dem Westufer. Überall um sie her standen die Männer mitten in der Nacht auf, griffen zu ihren Waffen und waren verwirrt und ärgerlich.

Jetzt überflog ein brennender Pfeil den Fluss vom Ost- zum Westufer. Dann folgte eine Menge Pfeile. Satya hob vorsichtig den Kopf, um Ausschau zu halten, und sah zwei Wächter auf der anderen Seite auf dieselbe Weide klettern, auf die sie geklettert waren. Diese Männer versuchten den Gefährten auf ihrem Weg durch die Bäume zu folgen.

Nahebei konnten sie das Murren von Puti Mamsas Männern hören. Wer waren wohl diese Gestalten, die sie auch jetzt in den Bäumen klettern sahen?

Die Wachen im Baum bewegten sich wie Wasserbüffel, fielen, ächzten und zerschlugen alles. Als der erste Mann hoch über dem Wasser war, zögerte er. Es schien, als führte er einen schwierigen Tanz auf. Seine Füße bewegten sich mit überraschender Geschwindigkeit, als er versuchte, den Baum unter sich zu behalten.

Nun hing er im Zwischenraum und hielt sich ums liebe Leben an einem blättrigen Ast fest. Und nun fiel er mit einem langen Klagelaut aus dem Baum ins Wasser. Seine Hände waren voller Blätter.

Der zweite Mann erstarrte und klammerte sich an die Zweige. Dabei musste er mit ansehen, wie sein Gefährte schnell den Fluss hinuntertrieb.

Jaya war nun auf den Füßen. Mit tiefdröhnender Stimme schrie er: „Feinde im Fluss! Feinde in den Bäumen! Ergreift sie, Gefolgsleute König Puti Mamsas des Großen, möge er ewig leben!“

Auf beiden Seiten des Flusses entstand ein großes Durcheinander. Feinde im Fluss? In den Bäumen? Brennende Pfeile flogen von beiden Ufern. Ein Mann hing vom Ast einer Weide herab und den Kopf eines anderen konnte man im Strom auf- und- ab-tanzen sehen. Die Soldaten schrien ärgerliche und warfen damit ihre Verwirrung und ihre Schläfrigkeit ab.

Einige von Puti Mamsas Männern rannten am Ufer entlang flussabwärts. Sie würden den Feind im Wasser fangen und zu ihrem König bringen! Andere kletterten auf die Bäume am Fluss und rangen mit den Zweigen. Sie würden diesen Eindringling in den Zweigen fangen und ihn zu ihrem König bringen! Eindringlinge! Freunde des Verbrechers Hiranya und seiner verwöhnten Kinder!

Ohne einen Laut schlüpften Jaya, Satya und Mati durch Büsche und Zweige, vorbei an Zelten und Wachposten und jenseits von Lagerfeuern, in den Wald der Vielen Vielen Bäume.

Wie Satya lächelte, als sie in den Wald kamen! Jaya schüttelte den Kopf und grinste, wenn er daran dachte, wie sie die Wachen getäuscht hatten!

Nur Matis Gesicht war feierlich, als die Reisenden aus Goldland in dieser Nacht voller Sterne nach Osten wanderten. Sie wiederholte sich die Fragen, die die schräg geneigte Weide ihr zugeflüstert hatte. Sie erwog jede einzelne und hätte gerne gewusst, was das Leben für sie, für Mati die Grüne, bereithielt.

Die Fragen der Weide

Weißt du, wie spät es ist,
Mati, die Grüne?
Wie spät es für uns ist,
die wir über das schwarze Wasser hängen?
Wie spät es für dich ist,
die eine bedenkliche Überquerung wagt?
Du Grüne,
deren Wurzeln tiefer reichen, als du denkst.
Du Junge,
älter als alt.
Verstehst du diese Überfahrt?
Träumst du noch?
Kennst du den Namen, den du
im Lied der Beständigen trägst?

Kapitel 20

Puti Mamsa behauptete immer, dass der Wald der Vielen Vielen Bäume zu seinem Königreich gehöre. Aber der Wald war viel

größer als sein ganzes Königreich und er herrschte nur über einige Teile des Waldes. Seine Boote patrouillierten einen Teil des Leuchtenden Flusses auf und ab. Der Fluss kam aus den Bergen im Norden, beschrieb dann eine scharfe Kurve und bog nach Osten ab. Er floss genau an seiner Hauptstadt, der Stadt der Hunderttausend Zeichen, vorüber.

Puti Mamsa hatte seine Männer an die Ufer des Flusses der Bedenklichen Überquerung geschickt, um die Kinder König Hiranyas aufzuhalten, denn er wusste, dass es sehr schwierig sein würde, sie zu finden, wenn sie erst einmal in den Wald der Vielen Vielen Bäume gekommen wären.

Die Reisenden waren auf ihrem Weg durch den großen Wald sehr vorsichtig. Eines Tages fanden sie die Asche eines Lagerfeuers von Soldaten und eines anderen Tages sahen sie die verkohlten Überreste eines Dorfes, dessen Einwohner offenbar weggeführt worden waren. Wenn sie so etwas sahen, dann machten sie schweigend einen Umweg und gingen weiter. Sie hinterließen keine Spuren.

Satya kletterte jeden Tag und Mati sprach jeden Tag mit den Bäumen. Alle drei bekamen einen genauen Eindruck von dem, was im Wald vor ihnen und um sie herum geschah. Sie gingen geradewegs nach Osten weiter und wollten zur Biegung des Leuchtenden Flusses. Sie hofften, dass sie dem Fluss bis zu ihrem Ziel folgen könnten.

Sie wollten zum Reich des guten Königs Nanda, aber, um das zu erreichen, mussten sie nahe an Puti Mamsas Hauptstadt vorüber.

Mati und Satya wurden immer stärker und zuversichtlicher und von Tag zu Tag fühlten sie sich im Wald heimischer. Ihre Betten im Palast, ihre alten Bequemlichkeiten – all das war ihnen nur noch undeutlich im Gedächtnis.

Das Einzige, das niemals undeutlich wurde, war die Erinnerung an ihre Mutter und ihren Vater. Sie sprachen selten von ihren Eltern, als ob es das Schicksal in Versuchung führen heiße, wenn sie von ihnen sprächen. Aber wenn sie so zwischen

den Bäumen gingen, dann war ihr Geist von Bildern erfüllt. Sundaris Gesicht hatte immer aufgeleuchtet, wenn sie am Morgen ihre Kinder sah. Ihr lieber alter Vater versuchte, ihnen am Abend etwas vorzulesen, aber er schlief nach der ersten Seite immer fest ein.

Wo waren sie wohl jetzt? Ob sie überhaupt noch lebten? Dachten sie an ihre Tochter und an ihren Sohn? Fehlten ihnen ihre Kinder?

***

Die drei setzten ihre Reise durch den Wald vier Monate lang fort.

An den meisten Tage hatten sie es leicht: Sie arbeiteten schwer, reisten weit und schliefen tief. An anderen Tagen war es durchaus nicht leicht: Sie erlebten Abenteuer mit Tigern, Wölfen und Elefanten.

Eines Abends kochte Jaya eben auf einem kleinen Lehmofen, den er aus einem der verbrannten Dörfer mitgenommen hatte. Er bereitete seine Spezialität zu: Gras-Samen-Chapati, Kräutersuppe und Obst.

Obst ist gut, ganz gleich, wo man es findet. Über Gras-Samen-Chapati und Kräutersuppe sollte man lieber wenige Worte verlieren. Aber Jaya, Mati und Satya waren schon so lange im Wald, dass sie das Essen der königlichen Tafel fast vergessen hatten. Sie freuten sich, wenn sie erfuhren, dass Jaya seine Spezialität zubereiten würde. Dann konnten sie kaum abwarten, bis das Essen fertig war!

Während Jaya kochte, lehnte er sich gegen einen Baum und rieb den Rücken daran. Mati zeichnete mit einem Stock eine Karte von ihrem Vorwärtskommen auf den Boden und sie benutzte den Stock auch dazu, sich den Rücken zu kratzen, der schrecklich zu jucken begonnen hatte. Satya hatte sich eben von den Bäumen herunter geschwungen, und als er neben Mati stand und ihre Karte ansah, fing er an, sich mit beiden Händen auf dem Kopf zu kratzen.

Plötzlich sahen die drei einander an. Mati sprach als erste: „Es scheint da zwei Möglichkeiten zu geben. Die erste Möglichkeit ist, dass wir voller Schmutz und Schweiß und allem Möglichen sind und ein Bad nötig haben. Die zweite Möglichkeit ist, dass es uns juckt, weil wir auf irgendeine seltsame Substanz gestoßen sind. Da wir erst vor kurzem gebadet haben, schließen wir diese erste Möglichkeit aus. Das bedeutet, dass irgendeine Substanz …“

Jaya unterbrach sie. „Substanz? Aber was … oh!“

Mati und Satya sahen ihn an und mussten sich noch mehr kratzen, wenn sie sich gekratzt hatten. Satya fragte: „Was ist, Jaya?“

„Ich habe da Geschichten gehört, aber ich wusste nicht, dass sie wahr sind!“

„Was ist, Jaya?“ fragte Mati ungeduldig. „Was für Geschichten?“

Jaya sah Mati einen Augenblick lang an. „Prinzessin, die Geschichten sind nicht tröstlich. Darin wird erzählt, dass alle, die durch den Wald der Vielen Vielen Bäume reisen, durch eine schreckliche Gegend müssen, ehe sie die Biegung des Leuchtenden Flusses erreichen. Ein Dickicht. Es ist so schrecklich, dass Puti Mamsa niemals eine Invasion von Westen zu fürchten braucht!“

„Was ist denn daran so schlimm?“ fragte Satya und kratzte sich am Ohr.

„Es wird das Juck-Dickicht genannt.“

„Das Juck-Dickicht?“

„Es juckt alle, solange sie dort sind!“

Satya lachte, als seine Fingernägel rote Striemen an seinem Hals hinterließen. „Na gut, ich denke, dass das nicht sehr lustig wird, aber wir haben schon Schlimmeres überstanden. Nachdem wir Puti Mamsas Bogenschützen, ganz zu schweigen von wilden Schweinen, Wölfen und Tigern, überlebt haben, werden wir auch mit einem bisschen Jucken fertig.“

Aber Jaya guckte finster. Er setzte sich auf den Boden, kratzte sich das Kinn und sagte nichts.

„Ist es wirklich so schlimm, Jaya?“ fragte Mati.

„Prinzessin, wenn die Geschichten wahr sind, sind wir wirklich in großen Schwierigkeiten!“

„Warum?“

„Man sagt, dass man das Jucken zuerst nur als eine Kleinigkeit empfindet. Dann wird es langsam schlimmer. Es juckt einen überall und hört niemals auf. Es juckt Tag und Nacht. Man kann nicht mehr schlafen, man verliert den Appetit, man wird verdrießlich und streitet mit seinen Freunden. Man ist müde und zerstreut und macht Fehler. Man verliert den Weg und wird unaufmerksam. Man wird halb verrückt und man muss umkehren.“

„Geschieht das jedem?“ fragte Mati.

„Es geschieht denen, die Glück haben.“

„Und denen, die Pech haben?“

Jaya schwieg eine Minute. Dann seufzte er. „Sie werden ganz und gar verrückt und rennen in den Sumpf Kein-Entrinnen. Man hört nie wieder von ihnen.“

Mati sah Jaya an. „Wie viel Prozent werden halb verrückt und wie viel Prozent werden ganz und gar verrückt?“

„In den Geschichten ist nicht von genauen Zahlen die Rede. Aber ich schätze, dass von je hundert Reisenden, die ins Juck-Dickicht kommen, neunzig halb verrückt umkehren und neun in den Sumpf Kein-Entrinnen laufen und dass man von denen nie wieder etwas hört.“

„Aber Jaya, da ist ja ein Reisender übrig, der weder umkehrt noch im Sumpf verschwindet.“

„Ja, Prinzessin. Von diesem einen Reisenden sagt man – ob er nun Glück hat oder magische Kräfte besitzt, weiß ich nicht -, dass er es durch das Dickicht bis zur Schlammkuhle der Erlösung schafft.“

„Wie weit ist es bis zur Schlammkuhle der Erlösung?“

„In einigen Geschichten heißt es, es sei ein Weg von sechs Tagen. In anderen heißt es, es sei weiter. In einigen heißt es sogar, sie sei zwölf Tagereisen weit entfernt.“

„Und wenn man die Schlammkuhle der Erlösung erreicht hat, was dann?“

„Dann bedeckt man seinen Körper mit Schlamm. Das Jucken hört auf und man setzt seine Reise fort. Nach einer weiteren Tageswanderung kommt man zum Wildblumenfeld und ist dann ganz und gar gerettet.“

Jaya stand auf und ließ den Chapati auf dem Ofen anbrennen. Er wollte eine kleine Rede halten, aber er kratzte sich nur am Kopf. „Prinz, Prinzessin. Ich bin für eure Rettung verantwortlich. Wir stehen vor einer Entscheidung und die ist nicht leicht. Wir müssen uns entscheiden, ob wir umkehren oder nicht.“

Mati sagte laut: „Es kann nicht die Rede davon sein, dass wir umkehren. Satya, du bist sicherlich derselben Meinung?“

„Sicher! Wir fürchten uns nicht vor dem Jucken!“

„Ihr denkt also“, sagte Jaya, „wir sollten unser Glück mit dem verfluchten Dickicht versuchen?“

„Es geht nicht darum, dass wir unser Glück versuchen“, sagte Mati. „Wir werden alles sehr sorgfältig planen. Wir werden besser planen als irgendjemand vor uns!“

„Aber, Prinzessin, hör mal. Du musst zugeben, dass die Chancen nicht zu unseren Gunsten stehen. Nur einer von hundert Reisenden schafft es durch das Dickicht und du willst, dass drei von dreien es schaffen. Wir wollen schließlich niemanden zurücklassen.“

„Aber du vergisst etwas, Jaya. Nur einer von uns muss durchkommen. Diese Person kann dann mit einem Eimer Schlamm von der Schlammkuhle der Erlösung zurückkommen und die anderen beiden damit einschmieren. Dann kommen wir alle durch.“

„Und wer von uns wird das sein?“

„Das wissen wir jetzt noch nicht. Wollen wir nicht inzwischen diesen wunderbaren Chapati essen, ehe er zu Asche wird?“

Also aßen sie Jayas Spezialgericht und dann setzten sie sich nieder, um ihren Angriff auf das Juck-Dickicht zu planen.

Kapitel 21

Die einzige Möglichkeit, durch das Dickicht zu kommen, entschieden die Reisenden, war es, drei Pflichten zu erfüllen: Sie mussten in der richtigen Richtung weitergehen, sie mussten essen und sie mussten einander unterstützen und durften nicht miteinander streiten.

Sie planten, dass jeden Tag eines von ihnen die Aufsicht über die Einhaltung je einer dieser Pflichten übernehmen sollte. Am Tag darauf würden sie wechseln und jedes würde eine der anderen Pflichten übernehmen. Zum Beispiel würde sich Satya, wenn er damit an der Reihe wäre sicherzustellen, dass sie einander unterstützen, nicht um Essen oder Richtung kümmer müssen. Während er sich kratzen und winden würde, brauchte er sich nur auf eine Sache zu konzentrieren, nur diese eine Sache: „Wir müssen zusammenbleiben, wir dürfen nicht miteinander kämpfen oder uns streiten noch dürfen wir uns trennen!“

Jaya machte sich darüber Sorgen, dass Satya sich verirren könnte, wenn er allein kletterte. Es war schwierig in dem Dickicht klar zu denken! Darum einigten sie sich darauf, dass er nicht klettern, sondern wie die beiden anderen zu Fuß gehen sollte, bis sie aus dem Dickicht heraus wären. Ohnehin wurden die Bäume dünn und sahen krank aus und sie übten auf einen Kletterer keine Anziehungskraft aus. Zwischen den Bäumen wuchsen dichte Büsche und die Reisenden mussten sich mühsam ihren Weg hindurch bahnen.

Mati wollte mit den Bäumen sprechen und sie um Rat fragen. Vielleicht wüssten sie ja, wie dieses Jucken zu vermeiden war? Deshalb ging sie gleich am ersten Abend, nachdem Jaya ihnen vom Juck-Dickicht erzählt hatte, ein wenig beiseite und setzte sich allein hin, um mit den Bäumen zu sprechen. Aber

schon fing das Jucken an, ihren Geist zu beherrschen. Sie versuchte, sich mit der Banyan-Meditation zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht. Sie konnte sich nur kratzen und seufzen. In der Verwirrung ihres Geistes waren die Stimmen der Bäume undeutlich und kamen wie von weither. Alles, was sie verstehen konnte, war: „Tänzer … er muss … höher als die Höhe eines erwachsenen Mannes … und der alte Baum … der Sumpf, o Mati … Mati die Grüne!“

An diesem Abend legte sie sich mit einer bangen Ahnung schlafen.

***

An den beiden ersten Tagen ging es gut mit ihrem Plan, nur waren die Reisenden müde und ihre Haut war rau.

Am Morgen des dritten Tages stritten sich Mati und Satya. Satya sagte, dass Jaya, da es ihm so gut gelungen sei, dafür zu sorgen, dass alle freundlich zueinander waren, diese Aufgabe behalten sollte. Er sagte, Mati solle diese Aufgabe nicht bekommen, weil sie andere kritisiere und damit alles nur schlimmer mache. Mati erwiderte, dass sie an ihrem Plan festhalten sollten und dass sie es, wenn sie damit an der Reihe sei, die Menschen freundlich zu halten, tun würde und niemand sie davon zurückhalten könnte und sie völlig in der Lage sei, Menschen freundlich zu halten, und dass der einzige Grund dafür, dass Satya nicht wolle, dass sie diese Freundschafts-Aufgabe übernehme, der sei, dass er ein Baby sei, das keine Kritik vertragen könne.

Sie stritten fünf Minuten lang. Ihre Stimmen wurden immer lauter bis Jaya sie plötzlich anschrie, sie sollten den Mund halten. Das kam so unerwartet und war Jaya so unähnlich, dass sie alle drei einen Schreck bekamen.

Jaya sagte: „Ihr seht ja, genau so fängt es an! Wir sind alle drei dumm und böse wie Puti Mamsa geworden. Wir müssen uns

mehr Mühe geben! Wir müssen gegen den neuen Feind, der Jucken heißt, kämpfen!“

Also schlugen sie den ganzen dritten Tag über diese Schlacht.

Mati hatte die Freundschafts-Aufgabe und sagte sich immer wieder: „Ich will freundlich sein und ihnen dabei helfen, freundlich zu sein, und ich will nicht kritisieren!“

Satya hatte die Richtungs-Aufgabe und er sagte sich, wobei er seinen armen Körper kratzte: „Dort ist Osten, dort ist Osten und dorthin müssen wir gehen!“

Jaya hatte die Essen-Aufgabe und er sagte sich immer wieder: „Hier ist Essen, das müssen wir essen. Hier ist Essen, das müssen wir essen.“

Als die Sonne am vierten Morgen aufging, rollte sich Satya auf die linke Seite. Er hatte die ganze Nacht über kein Auge zugetan. Er nahm einen Stock vom Boden auf und kratzte sich die linke Fußsohle. Bald blutete der Fuß. „Es ist nicht gut – es ist nicht gut. Wenn mein Fuß blutet – wenn mein Fuß wehtut – wie kann ich dann laufen – nach Osten. Und nach Osten – nach Osten müssen wir gehen - “

Das Feuer war ausgegangen und neben der kalten Asche rollte sich Jaya und murmelte und kratzte sich. Auf der anderen Seite des Feuers lag Mati und gab leise wimmernde Geräusche von sich.

Plötzlich sprang Mati auf und grub ihre Fingernägel in die Kopfhaut. „Ich kann das nicht aushalten! Ich kann das nicht aushalten! Ich kann nicht noch mehr ertragen!“ Und sie fing zu weinen an.

Jaya ging zu ihr, sein Gesicht war ein Bild des Mitleids. Er sagte zu Satya: „Prinz, umarme deine Schwester!“

Satya sprang zu Mati hinüber und sie standen da und umarmten einander, während Jaya zusah, den Kopf schüttelte und die Fäuste ballte. „Mut!“ murmelte er. „Wir müssen Mut haben. Dies ist der schlimmste Feind, gegen den ich jemals gekämpft habe. Wir können ihn nicht sehen, wir können ihn nicht

finden … Prinzessin! Hast du mit den Bäumen gesprochen? Vielleicht können sie uns helfen. Wir brauchen Verbündete!“

Mati schluchzte: „Ich habe es versucht! Ich habe es versucht und alles, was sie sagten, war etwas Dummes über einen Tänzer und einen Sumpf! Ich kann sie nicht mehr hören!“

Satya trat einen Schritt zurück und sah seine Schwester an. „Mati, was haben sie gesagt – über einen Tänzer?“

Mati wischte sich die Tränen ab. „Sie sagten etwas über Höhe, der Tänzer muss in die Höhe, höher als ein erwachsener Mann – so etwas Ähnliches. Es hatte keinen Sinn.“

Satya runzelte die Stirn und konzentrierte sich. Er ging zum Fuß eines Baumes, der von Büschen umringt war. Er dachte: „Höher als ein erwachsener Mann? Ich bin Satya der Tänzer und wenn ich klettere – bin ich größer als ein erwachsener Mann. Ich bin lange nicht geklettert. Wie wäre es, wenn ich jetzt klettern würde?“

Also begann Satya, der so erschöpft war, dass er kaum stehen konnte, auf den dünnen, schwachen Baum zu klettern. Als er etwa zwei bis zweieinhalb Meter über dem Boden war, machte er eine Pause, um Atem zu schöpfen. Er atmete tief. Dann atmete er noch tiefer. Es fühlte sich gut an.

Etwas – etwas war anders. Er machte die Augen weit auf und atmete wieder tief. Was war anders? Das Jucken! Es war nicht so stark! Er hatte ein paar gesegnete Augenblicke lang nicht gekratzt! Er blieb sitzen und wartete. Es war wahr, das Jucken ließ nach. War das möglich?

„Mati! Jaya! Klettert hier herauf! Sofort! Es juckt nicht so sehr – es ist so gut! Es ist so eine Erlösung!“

Mati und Jaya kletterten auf die Bäume, die in der Nähe von Satyas Baum standen. Es war wahr. Sobald sie etwa zwei oder zweieinhalb Meter die Bäume hochgeklettert waren, ließ das Jucken nach. Sie konnten wieder klar denken. Also kletterten sie so hoch sie konnten und banden sich an den Zweigen fest. Sie schliefen und schliefen. Auf diese Weise verbrachten sie den vierten Tag und die vierte Nacht.

Als der fünfte Tag dämmerte, führten sie ein Gespräch. Sie waren noch oben in den Bäumen und mussten schreien, damit sie einander hören konnten. Sie ärgerten sich, dass sie so lange Zeit in den Bäumen verbringen mussten, und sie wussten, sie müssten bald hinuntersteigen, aber sie wussten auch, was sie am Boden erwartete. Sie wussten, dass sie Entscheidungen treffen müssten, solange sie bei klarem Verstand waren.

Mati rief: „Ich sehe einige Möglichkeiten! Wir könnten schnell auf dem Boden nach Osten gehen und wenn das Jucken zu schlimm wird, auf die Bäume klettern und uns ausruhen. Oder wir könnten die ganze Zeit über in den Bäumen bleiben und versuchen, auf diese Weise zur Schlammkuhle der Erlösung zu kommen. Aber Satya ist der einzige von uns, der gut klettern kann. Jaya und ich würden ewig brauchen, um auf diese Weise dorthin zu kommen. Aber – wartet mal! Satya geht alleine durch die Bäume und er könnte schnell zur Schlammkuhle der Erlösung kommen …“

„Genau!“ rief Satya. „Natürlich! Warum sind wir nicht gleich darauf gekommen!?“

„Wir sind nicht darauf gekommen, weil wir nicht wussten, dass das Jucken weggeht, wenn wir in den Bäumen sind“, rief Jaya. „Das Problem bei dieser Lösung ist, dass wir uns trennen müssen. Das ist eine große Gefahr.“

„Aber Mati hat uns vor ein paar Tagen gesagt, dass jemand vielleicht Schlamm aus der Schlammkuhle holen und zu den anderen beiden zurückbringen müsse! Jetzt wissen wir, dass ich das sein muss. Ihr beide müsst hier, wo ihr seid, in den Bäumen warten!“

„Aber die Schlammkuhle der Erlösung ist vielleicht weit weg!“ rief Mati und ihre Stimme klang heiser. „Es kann sein, dass wir hier tagelang hängen müssen. Wir haben kaum etwas zu essen und kaum Wasser. Es ist sehr unbequem. Wie steht es damit? Satya geht geradewegs nach Osten durch die Bäume zur Schlammkuhle. Er nimmt den Ledereimer. Er holt Schlamm und kommt zurück. Er bedeckt sich mit Schlamm, dann kann er auf

dem Boden zurückkommen. Das wird wegen des schweren Eimers ohnehin nötig sein. Inzwischen gehen Jaya und ich zu Fuß nach Osten. Wenn wir wieder verrückt zu werden beginnen, steigen wir auf Bäume. Jeden Abend zünden wir ein Feuer in der Nähe unserer Bäume an, dann sieht Satya den Rauch und weiß, wo wir sind."

Wie gewöhnlich hatte Mati wieder den besten Plan. Wie hätten die anderen ihr widersprechen können? Also kletterten Mati und Jaya hinunter, reichten Satya den Ledereimer hinauf und verabschiedeten sich von ihm. Schon war er weg. Zwar waren die Bäume nicht gut zum Klettern geeignet, aber er war nun voller Kraft und kam schnell vorwärts.

Kapitel 22

Satya schwang sich durch die Bäume. Sie waren weit auseinander und unbequem zum Klettern, aber nach der Qual des Juck-Dickichts war er glücklich. Es war gut, wieder in den Bäumen zu sein, es war gut, das zu tun, was er am besten konnte. Am Ende des fünften Tages war er gut vorwärtsgekommen und schlief fest in den Zweigen.

Aber zwei Stunden nach seinem Aufbruch machte er am sechsten Tag eine erschreckende Entdeckung. Er hatte sich schon Sorgen gemacht, als der Wald immer lichter wurde und die Bäume immer weiter auseinander standen. An einigen Stellen gab es nur Büsche und er musste auf den Boden, wo das Jucken sofort wieder anfing.

Als er sich jetzt auf dem Ast eines Baumes ausruhte und nach vorne blickte, sah er, dass sogar die Büsche aufhörten und eine weite baumlose Ebene vor ihm lag. Damit hatten die Reisenden nicht gerechnet! Wer hätte gedacht, dass etwas, das ein Dickicht genannt wurde, in seiner Mitte eine mit Gras bewachsene Ebene haben würde?

Er musste eine schwere Entscheidung treffen. Wenn er die Ebene zu Fuß überquerte, könnte er direkt nach Osten gehen. Vielleicht könnte er sogar rennen, dann würde er sie viel schneller vorwärtskommen. Aber was würde geschehen, wenn er vom Jucken verrückt würde? Es gäbe dann keinen Baum, auf den er zur Erleichterung klettern könnte. Und wenn er in den Sumpf geriete und umkommen würde, dann wäre er nicht der Einzige! Seine beiden Freunde waren ja auf ihn angewiesen!

Nachdem er lange nachgedacht hatte, erkannte Satya, dass er keine Wahl hatte. Er musste in den Bäumen bleiben und einen Bogen um die Ebene machen. Das würde zwar länger dauern, aber er würde sich eben so sehr beeilen, wie er nur könnte. Wenn er den Schlamm hätte, dann würde er sich damit einschmieren und geradewegs über die Ebene zurücklaufen.

Als er das beschlossen hatte, streckte Satya seine Arme aus, warf sich in die Luft und wiederholte die Verse vom *Wesen der Bewegung durch die Bäume*. Er bewegte sich in nordöstlicher Richtung.

***

In der Mitte des folgenden Tages erreichten Jaya und Mati die Ebene. Sie waren so schnell gegangen, wie sie konnten. Auf dem Boden rannten sie und dann kletterten sie zur Erleichterung von dem Jucken auf die Bäume. Aber eine grasbewachsene Ebene? Wer hätte eine Ebene erwartet? Mati sah Jaya an, als wollte sie fragen: „Warum kam nur in keiner deiner Geschichten eine Ebene vor?“ Jaya konnte nur die Achseln zucken.

Sie standen dort, wo die Büsche endeten. Das Gras ging ihnen bis zur Taille. Die Sonne schien heiß, das Jucken war schrecklich und sie konnten nur mit Mühe klar denken.

„Prinzessin, ich wusste, etwas würde passieren! Wir haben uns getrennt! Wer weiß, wo Satya jetzt ist? Ist er auf dem Boden? Ist er in den Bäumen und wendet sich in die falsche Richtung? Wir haben uns getrennt!“

„Jaya, wir müssen an unserem Plan festhalten, dem Plan, nach Osten zu gehen. Der Plan sagt, dass Satya zur Schlammkuhle gehen muss, also wird er auch dorthin gehen und der Plan sagt, wir sollen weiter nach Osten gehen. Vielleicht ist die Ebene bald zu Ende und Satya – Satya kommt mit dem Schlamm und – der kühle Schlamm – der kühle, herrliche Schlamm …“

„Aber wer weiß, wie groß diese Ebene ist? Was wird mit uns geschehen? Was wird geschehen? Es gibt da keine Bäume…“

Aber Mati rannte schon in das Gras hinein, kratzte sich am Kopf, sie spähte in alle Richtungen. Jaya folgte, aber er hatte ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend.

***

Als die Sonne an diesem Abend unterging, wusste Mati, dass sie die falsche Entscheidung getroffen hatte. Die Bäume waren jetzt nur noch kleine Kleckse am Horizont. Nirgendwo gab es eine Erleichterung. Sie setzte ihre ganze Kraft ein, hielt die Hände fest an die Seiten gepresst, um sich nicht zu kratzen, und sah Jaya ins Gesicht.

„Mein lieber Freund – eine so falsche Entscheidung – ich habe einen so großen Fehler gemacht – es tut mir so leid – ich hoffe Satya findet dich …“

„Findet mich? Er wird uns beide finden – er wird dafür sorgen, dass dieses Brennen auf unserer Haut aufhört -“

„Nicht die Haut, Jaya – der Geist – ich kann an nichts anderes als an den Sumpf denken – was für eine Erleichterung …“

„Sumpf? Die Schlammkuhle! Du meinst die Schlammkuhle!“

„Ganz gleich, Sumpf, Schlammkuhle …“

„Du willst zum Sumpf Kein-Entrinnen laufen?“

„Dem Sumpf des Entrinnens, Jaya – Sumpf des Entrinnens.“

„Du weißt ja gar nicht, wo er ist.“

Mati drehte sich um und wandte ihr gequältes Gesicht nach Süden, wo der Himmel am dunkelsten und eine Wolke über einem Rand der Ebene war. „Ich weiß – ich weiß, wo er ist."

„Das lasse ich nicht zu! Ich lass dich nicht gehen! Ich kämpfe – ich kämpfe auch eine Schlacht …"

Mati sah ihn an. „Schlacht?"

„Mein Körper will zurückgehen – will sich umwenden und den Weg zurückrennen, den wir gekommen sind – er möchte aus diesem Dickicht heraus. Er will dich verlassen, will Satya verlassen – will mich wegtragen – aber ich kämpfe gegen ihn! Ich will gegen ihn kämpfen, Prinzessin, und ich will mit dir kämpfen, wenn es sein muss! Du gehst nicht zum Sumpf!"

„Oh, Jaya!"

Als die Sonne untergegangen war, nahm Mati Jayas Hand in die ihre. Es war ihr gleichgültig, dass ein Krieger eigentlich eine Prinzessin nicht berühren durfte.

Sie knieten im hohen Gras und hielten einander fest an den Händen. Und immer, wenn Mati zum Sumpf laufen wollte, hielt Jaya sie zurück. Und immer, wenn Jaya nach Westen laufen wollte, hielt Mati ihn zurück. Die ganze Nacht über waren nur der heiße Wind im Gras und das Schluchzen der beiden erschöpften Freunde zu hören.

Kapitel 23

Jaya wachte auf. Er hatte geträumt, dass er in einer Grube voller Schlangen lag – sie bedeckten seinen Körper, bissen ihn und rollten sich um seinen Hals, sodass er nicht atmen konnte. Er setzte sich auf. Das Jucken traf ihn wie ein Schlag.

Er taumelte auf die Füße und rannte los! Er rannte nach Westen, zurück in Richtung Goldland. Gedanken gingen ihm durch den Kopf. „Ich bin – wer bin ich? Jaya, ja, Jaya Prabhasa, Siegeslicht, und ich bin – wo bin ich? An einem Ort – in einem Dickicht – ein schlimmer Ort und ich renne, ich – renne?"

Er lief langsamer. Sein Gedächtnis kehrte zurück. Wo war Mati? Er hielt auf der Stelle an. Er wirbelte herum und sah zurück, aber sie war nirgends zu sehen. Da war nur das Gras, das dort, wo sie gekniet und einander an den Händen gehalten hatten, gebrochen und zerdrückt war.

Das Bild, wie Mati seine Hände hielt, kam ihm wieder in den Sinn und er rief: „Prinzessin!“

Es kam keine Antwort.

Er sah nach Süden zur dunklen Wolke. Und dann rannte er schneller, als er je in seinem Leben gerannt war.

***

Schon weit im Süden rannte noch jemand. Ein Vidyadhara oder ein Apsara, der durch den Himmel flog, hätte sie ganz unten sehen können: Eine kleine Figur, die schnell rannte, die sich dem Ende einer weiten Ebene näherte und die auf den riesigen Sumpf zusteuerte.

Der Pfad ist so weich, wenn er sich durch das Gras windet. Deine Füße, die gebrannt hatten, brennen nun nicht mehr. Wie kühl das Wasser ist, das in den Pfad eingesickert ist! Wie mich die Brise, die nach Wasser und Verwesung riecht, tröstet! Wie schnell du rennst, Mati die Grüne! Wie schnell du in den Sumpf Kein-Entrinnen rennst!

Nun war es nicht mehr weit. Mati konnte schon die Wasserpflanzen sehen, sie konnte schon das üppige Gras und die duftenden Lotus riechen. Verfaulte Baumstümpfe ragten aus dem Wasser. Blätter und Stängel verwandelten sich im Schlamm zu einer Suppe. Schlangen schlüpften unter Steine, als Mati vorbeirannte, Spinnen jagten in den Schatten unter Holzstücken. Beim Näherkommen ihrer Schritte breiteten langbeinige Vögel ihre Flügel aus und erhoben sich langsam in die Luft.

Erlösung! Erlösung! Als Mati rannte und ihre Arme weit ausbreitete, fühlte sie überhaupt kein Jucken, sondern nur die

Erleichterung eines Menschen, der weiß, dass sein Leiden ein Ende hat.

Und dann war da noch etwas.

Was war das? Ein Klang, irgendeine Stimme? Mati drehte beim Rennen den Kopf nach rechts, aber sie sah nichts. Da war es wieder. Sie drehte den Kopf nach links und noch immer sah sie nichts. Und wieder. Einen Augenblick lang fühlte sie, wie sie strauchelte.

„Ehre …“ Es war eine Stimme, leise, aber deutlich. „Ehre der Einen – Ehre …“

Mati hielt inne. Sie guckte. Da war es. Ein alter, sterbender Baum, seine Zweige waren ohne Blätter, sein Stamm war im Begriff, in den Sumpf zu sinken.“

„Ehre …“

Mati ging näher heran und flüsterte: „Sprichst du mit mir?“

„Ehre der Einen …“

Mati watete in den Sumpf. Um sie her roch es nach Verwesung. Unter ihren Zehen war der Schleim von Jahrhunderten. Sie berührte den Stamm des Baumes. „Ehre, ihr Uralten. Ehre der Einen, deren Wurzeln die Welt zusammenhalten. Was ist – was willst du mir sagen?“

„Ich habe hier so lange gewartet! So lange, um deine Stimme zu hören! Bald kann ich dahin gehen, wohin wir alle gehen müssen.“

„Meine Stimme? Aber warum, Beständige?“

„Mati die Grüne.“

„Ja – einige nennen mich so.“

„Es ist höchste Zeit, sich zu erinnern.“

„Erinnern?“

„Ich habe eine Geschichte.“

„Dann erzähl sie, Uralte!“

Und dann erzählte der alte Baum die Geschichte.

***

Ehre sei dem Weltenbaum!

Vor vielen, vielen Regen, lange bevor es Zweibeiner gab, als sich alle Geschöpfe nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerten und niemand den Platz einnahm, der einem anderen zukam, war einmal ein Salbaum, der Groß für sein Alter genannt wurde.

Er war jung und wuchs voller Freude. Und die Regenzeit kam und die Erde war reich und seine Wurzeln reichten tief und er bereitete sich darauf vor, am Blätterdach teilzuhaben. Um ihn herum waren nur Beständige und auch sie wuchsen voller Freude und sie ließen ihm Platz und schützen ihn und halfen ihm, bis zum Blätterdach hinaufzuwachsen.

Oh, alles war, wie es sein sollte!

Aber eines Abends blies der Wind und der Salbaum träumte, wie es einmal sein würde. Es war ein schlimmer Traum von Holzfällern und Brandlegern und denen, die das Reine unrein machen.

Er sah den Zweifüßer, er sah die Klinge!
Er sah die Fackel,
die grasenden Kühe!
Der Wind blies stark!
Sein Kernholz zitterte!

Und sie rief dem Weltenbaum zu, dem Einen, dessen Wurzeln die Erde zusammenhalten, „Uralter, der du älter bist als Tag und Nacht! Habe ich die Wahrheit geträumt? Kann das Blätterdach fallen? Wer wird noch mit Freude wachsen, wenn das Blätterdach fällt? Wenn das Blätterdach erst einmal fällt, welches Geschöpf wird dann nicht auch fallen?“

Und eine Stimme, die tiefer als die Wurzeln aller Berge war, erwiderte:

Für jeden Zerstörer
will ich einen Heiler schicken.

Für jeden Brandleger
einen, der kühlt.
Zusammen mit dem Unreinen schicke ich
den Reinen.
Denn in jedem Zeitalter wird Einer aufstehen,
der das Große Gelöbnis ablegt,
das Gelöbnis, das Blätterdach zu schützen.
Und andere werden auf ihn hören
sie werden dem Einlöser des Gelöbnisses folgen.

Dann sprach Groß für sein Alter, er bat den Weltenbaum, er fragte nach dem Gelöbnis. Er bat darum, dass das auf der Erde in Gang gebracht werde. Er wurde der erste Hüter.

Das war vor langer Zeit, länger als lang. Oft ist seit damals das Gelöbnis verschwunden und oft kam es wieder hervor wie eine Frucht zu ihrer Zeit.

Am Tag, wenn das Blätterdach Gefahr empfindet,
am Tag, wenn das Blätterdach entscheidet,
am Tag, wenn das Blätterdach den Ruf ausschickt,
werde ich Rinde über dem Splintholz sein,
werde ich Dornen gegen Klingen sein,
werde ich Wasser gegen Feuer sein,
werde ich das Leben des Blätterdachs als mein eigenes Leben betrachten.
Beim Durst der Wurzel,
bei der Freude des Weltenbaumes
lege ich dieses Gelöbnis ab.

***

Im Sumpf herrschte Schweigen. Der alte Baum war wohl eingeschlafen. Mati wartete und dann sagte sie: „Diese Geschichte, Uralte. Es kommt mir vor - es kommt mir so vor, als hätte ich sie schon früher gehört.“

„Du hast sie gehört. Du hast sie gehört, Mati die Grüne, Hüterin des Gelöbnisses, das Blätterdach zu schützen."

„Hüterin? Ich bin die Hüterin? Aber ich erinnere mich nicht – ich er…."

„Vor langer Zeit hast du das Gelöbnis abgelegt. Lange vor dieser Lebenszeit. Wir sterben einmal nach dem anderen und werden wiedergeboren und sogar eine Hüterin vergisst ein Versprechen. Es war meine Pflicht, dich daran zu erinnern, und jetzt habe ich meine Pflicht erfüllt. Erinnere dich, Mati die Grüne, erinnere dich …"

Tief in Matis Geist rührte sich etwas. War es eine Erinnerung? War da eine Erinnerung, die älter als sie war, älter als ihre Eltern und ihre Großeltern? Eine Erinnerung war ein Gelöbnis …

„Ehre", flüsterte der Baum und sank ins Wasser, „Ehre der Einzigen …"

Kapitel 24

Eine Figur bewegte sich über die Ebene. Sie war zu Boden gebeugt, mit nasser Erde beschmiert und machte kurze Sprünge durch das hohe Gras. War das ein Tier, das aus dem Sumpf gekrochen war?

Es war Satya.

Seine Kraft hatte ihn fast ganz und gar verlassen. Nach einer langen Reise durch die Bäume hatte er endlich die Schlammkuhle gerochen. Als er dort ankam, war er so müde, dass er am liebsten für immer im Schlamm geschlafen hätte. Aber er dachte an Mati und Jaya. Was hatten sie wohl gemacht, als sie an die Ebene gekommen waren? Wo waren sie jetzt, zehn Tage nachdem sie in das Dickicht gekommen waren? Er hatte sich mit Schlamm bedeckt, den Eimer gefüllt und war sofort umgekehrt.

Sicherlich war der Eimer voller Schlamm das Schwerste, das es im ganzen Universum gab! Er stellte ihn ab und setzte sich

ins Gras. Im Süden, wo der Himmel dunkel war und eine Wolke über dem Land hing, sah er einen schmalen Rauchstreifen aufsteigen.

Es war fast dunkel, als Satya an den Rand des Sumpfes kam. Manchmal zog er seinen Eimer hinter sich her, manchmal trug er ihn, manchmal rollte er ihn. Manchmal hielt er an und schmierte sich noch mehr Schlamm auf den Körper, um das Jucken fernzuhalten. Er war so müde, dass er nicht mehr denken konnte. Alles, was er wusste, war, dass er weitergehen müsse.

„Nur noch ein bisschen weiter, nur noch ein paar Meter! Dann darf ich mich zu Mati und Jaya setzen und wir können eine schöne heiße Mahlzeit machen und dann kann ich …“

Schlaf, Schlaf, wie schön ist es zu schlafen und zu träumen! Als Satya weiterkroch, träumte er, dass jemand ihm seinen Eimer abnahm und er unter einen Baum gelegt wurde.

„Oh, Jaya“, sagte er, als er die Augen einen Moment aufmachte. „Schließlich träume ich ja gar nicht!“

Und Satya schlief zwölf Stunden lang. Als er aufwachte, saßen Jaya und Mati neben ihm. Sie waren mit Schlamm eingerieben und wollten aufbrechen. Als er aufstand, um mit ihnen zu gehen, erzählte er ihnen aufgeregt von allen seinen Abenteuern und Schwierigkeiten.

Jaya nickte. Er sagte, dass auch Mati und er es sehr schwer gehabt hätten. Schließlich hatten sie ein kleines Lager am Rand des Sumpfes aufgeschlagen. Dort war das Jucken schrecklich, aber nicht unerträglich. Sie hatten ein Feuer angezündet und dort gewartet.

Jayas Gesichtsausdruck war feierlich, als er das alles erzählte, und er sah die ganze Zeit über Mati an. Satya machte sich Sorgen um seine Schwester: Sie war so still und sah ihm nicht in die Augen. Was war denn nur mit Mati geschehen, dem Mädchen, das so viel gelacht und sich über ihn lustig gemacht hatte? Was war aus ihr geworden?

***

Das Wildblumenfeld war schön. Die Reisenden wuschen sich in einem klaren Bach den Schlamm vom Körper und legten sich in die Blumen. Satya fühlte sich glücklich und sicher. Wenn er um sich sah, erblickte er starke, schöne Waldbäume gleich dort, wo das Feld aufhörte. Kein Juck-Dickicht mehr, sondern nur noch altmodischer Wald!

„Lass uns rübergehen und die Bäume ansehen“, sagte er zu Mati. „Du kannst ihnen für ihre Hilfe danken. Wenn sie uns nicht ihren Rat gegeben hätten, dann hätten wir es nicht durch das Dickicht geschafft!“

Mati lag auf dem Rücken und sah in den Himmel. Sie bewegte sich nicht. Sie sagte: „Ich glaube nicht, dass ich jemals wieder mit Bäumen sprechen werde.“

„Nicht mit ihnen sprechen? Aber warum denn nicht? Du kannst mit ihnen sprechen und sie können mit dir sprechen. Sie lieben dich.“

„Ich habe genug von den Bäumen. Ich habe genug vom Wald. Ich habe genug von dieser Reise. Ich will nicht mehr weitergehen müssen. Ich möchte nichts Schlechtes mehr von Königen und Krieg und Töten und Zerstören hören. Warum lasst ihr, du und Jaya, mich nicht einfach hier?“

Satya wollte nicht glauben, war er hörte. Aber sie machte wohl keine Witze und sie wollte wohl nicht diskutieren. Sie schloss nur die Augen und lag da.

Satya schwieg einige Minuten, dann stand er auf und ging dorthin, wo Jaya im Feld lag. Er setzte sich neben ihn. „Jaya -“, begann er und sprach ganz leise. Er wusste nicht, wo er anfangen sollte. „Jaya -“

„Sie hat es sehr schwer gehabt“, sagte Jaya. „Sie ist in den Sumpf gelaufen.“

„Was?“

„Als ich sie fand, stand sie gerade im Wasser. Sie wollte nicht sprechen. Sie hat seitdem nicht mehr sprechen wollen. Ich war so froh, als ich sie sah! Ich hatte gefürchtet, dass ich sie nicht

mehr lebend finden würde. Aber sie hat nicht mit mir gesprochen."

„Wie ist sie denn herausgekommen? Ich dachte niemand würde aus dem Sumpf mehr herauskommen."

„Ich denke, sie ist die erste. Aber vielleicht ist sie noch nicht ganz herausgekommen. Vielleicht ist ein Teil von ihr noch darin."

Nach einer langen Pause sagte Satya: „Sie sagt, sie will nicht weitergehen."

„Wir sind in der Nähe der Flussbiegung. Wenn wir einen Weg finden könnten, auf dem Fluss nach Osten zu fahren, dann könnten wir uns alle dabei ausruhen."

„Aber Puti Mamsas Boote sind die ganze Zeit über auf dem Fluss!"

„Ja, aber ich denke, wir werden nur nachts fahren."

„Und der Mond?"

„Ja, aber wir könnten ein Floß machen. Ein Floß, dem niemand ansehen würde, dass es ein Floß ist. Es könnte vielleicht wie ein paar Holzstämme aussehen, die sich ineinander verfangen haben und den Fluss hinuntertreiben."

„Können wir ein solches Floß machen?"

„Ich kann das."

„Ich helfe dir!"

Jaya setzte sich auf und legte Satya die Hand auf die Schulter. „Lass uns gehen und einen Blick auf den Fluss werfen!"

Kapitel 25

Die ersten Sonnenstrahlen krochen über den Horizont. Jaya steuerte das Floß zum Ufer. Vor drei Wochen waren die Reisenden aus dem Juck-Dickicht herausgekommen. Sie fuhren nachts und lagen auf dem Boden ihres Floßes.

Jaya hatte zwei Bäume, die in den Leuchtenden Fluss gefallen waren, geschickt zusammengebunden. Er hatte eine

lange schmale Pritsche aus festen Zweigen gebaut, auf der drei Menschen liegen konnten, und er hatte sie unter den noch blättrigen Zweigen der Bäume verborgen. Das plumpe Steuer war am Heck befestigt und die Strömung trug das Fahrzeug den Fluss hinunter.

Sie steuerten geradewegs auf die Stadt der Hunderttausend Zeichen zu. Wie lange sie auf dem Fluss bleiben würden, wussten sie nicht. Nach Jayas Plan würden sie den Fluss verlassen, ehe sie der Stadt gefährlich nahe gekommen waren. Dann würden sie einen Umweg in Richtung Norden um die Stadt herum zu Fuß machen.

Als die Sonnenstrahlen jetzt durchbrachen, zogen sie das Floß in die Büsche am Flussufer. Sie sammelten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und gingen schweigend in den Wald, um dort ein Lager aufzuschlagen, in dem sie den Tag verbringen würden.

Als sie näher an die Stadt herankamen, wurde der Wald dünner. Am Fluss lagen Dörfer. Am Tag fuhren große und kleine Boote den Fluss auf und ab. In den letzten Tagen hatte Jaya angeordnet, dass sie kein Feuer machen sollten. Solange die Sonne schien, waren sie in dichten Büschen versteckt. Ihr Essen war armselig, Insekten und Schlangen waren lästig. Sie konnten es kaum abwarten, an der Stadt vorüber und außer Gefahr zu sein!

„Jaya“, sagte Satya, als sie sich eben in den Büschen niederließen. „Wir liegen die ganze Nacht im Floß und sitzen den ganzen Tag im Busch. Ich bin so unruhig! Kann ich nicht eine Weile in den Bäumen klettern? Ich schwöre, ich will vorsichtig sein!“

„Prinz“, sagte Jaya, als er versuchte, es sich bequem zu machen, „es wäre dumm für uns, wenn wir jetzt Risiken auf uns nähmen, wo wir fast an der Stadt der Hunderttausend Zeichen vorüber sind!“

„Aber Jaya, ich würde kein Risiko eingehen!“

Satya langweilte sich so sehr, dass er am liebsten laut geschrien hätte. Jaya sah ihm das an und fürchtete, dass Satya ebenso unausgeglichen werden könnte, wie seine Schwester war.

Widerstrebend gab er nach. Er sagte Satya, er solle sich von Menschen fernhalten und beim Dunkelwerden zurück sein. Er ließ Satya versprechen, dass er vorsichtig sein werde. Er ließ ihn versprechen, dass er nicht den Helden spielen wolle.

***

Satya bewegte sich vorsichtig. Er ging zu Fuß, bis der Wald dichter wurde. Er versteckte sich vor den Frauen, die zum Fluss hinabgingen. Er umging die Männer mit ihren Ochsen. Bald darauf flog er wieder durch die Bäume. Er war glücklich, dass er seine Arme ausstrecken und seine Muskeln arbeiten fühlen konnte.

Hoch in den Baumwipfeln gab es keine Insekten, die ihn belästigt hätten. Die Luft war kühl unter dem dichten Blätterdach. Alle seine Sorgen – über die Stadt, über seine Eltern, über Mati – wurden von der Brise weggetragen, als er durch die Äste sprang und wirbelte. Nach drei Stunden stieg er auf die niedrigeren Äste einer Rosskastanie, um sich auszuruhen. Als er eben daran dachte, ins Lager zurückzukehren, hörte er ein Geräusch.

Er wartete. Gleich darauf erschienen einige Männer. Sie sahen wild aus und hatten zerrissene Kleider an. Der Anführer trug ein Seil und im Gürtel eines jeden der Männer steckte ein Messer. Sie führten eine Gefangene mit sich.

Ein Mädchen. Sie mochte etwa in Satyas Alter sein.

Satya sah, dass ihre Haut sehr dunkel und dass ihre Kleidung aus Tierhäuten gefertigt war. Ihre Handgelenke waren zusammengebunden und über den Mund hatten sie ihr ein Stück Stoff gebunden, sodass sie nicht schreien konnte.

Sie hatte einen stolzen Gang und ging mit erhobenem Kopf.

Alle Gedanken, ins Lager zurückzukehren, verschwanden. Satya hatte Jaya versprochen, kein Held sein zu wollen, aber er konnte schließlich nicht so tun, als hätte er nichts gesehen! Er wusste, er musste ihnen folgen, also tat er das – manchmal in den Baumwipfeln, manchmal in niedrigeren Ästen und manchmal auf

dem Boden. Er hatte keine Ahnung, was er tun konnte, aber er hoffte, dass ihm irgendein Plan einfallen würde. Kein Prinz der Goldstadt konnte jemals eine solche Ungerechtigkeit zulassen!

Nach zweieinhalb Stunden kamen die Männer an einen großen Baum in der Nähe einer Gruppe von Büschen. Sie setzten sich neben den Baum und aßen, redeten grob miteinander und kümmerten sich nicht um das Mädchen. Dann ging einer der Männer zu einem Busch und zog daran.

Satya konnte sich nicht denken, was der Mann vorhatte. Aber plötzlich löste sich der Busch aus dem Boden und ein großer flacher Stein kam zum Vorschein. Zwei der Männer hoben den Stein in die Höhe und Satya sah, dass im Boden eine Höhle war. Nun kletterte einer der Männer in die Höhle und zog das Mädchen hinter sich her. Fast sofort erschien er wieder mit einem großen Sack und noch mehr Seil. Das Mädchen war nicht mehr bei ihm. Die Männer legten den Stein wieder an seinen Platz, stellten dann den Busch darüber und entfernten sich nach Norden durch die Bäume.

Satya wartete hoch oben in den Bäumen, bis er sicher war, dass die Männer weg waren. Dann stieg er hinunter, ging zu dem Busch und zog ihn ohne Mühe vom Stein. Von Nahem sah er, dass der Busch tot war. Er hatte gar keine Wurzeln und seine Blätter waren mit grüner Farbe bemalt.

Er hob den Stein hoch. Er hatte erwartet, dass ihm das schwerfallen werde, da ja zwei Männer nötig gewesen waren, um den Stein zu heben, aber nach Monaten des Kletterns in den Bäumen war Satya sehr stark und der Stein fühlte sich für ihn wie ein Kiesel an. Er sah, dass eine Leiter in die Höhle hinunterführte. Er stieg also, ohne zu zögern, hinab und zog vorher den Stein halb über den Eingang, um die Kammer vor neugierigen Blicken zu schützen.

Unten war es dunkel. Satya streckte die Hände aus. Er fühlte Säcke und Seile. Er stolperte über etwas. Es war ein großer Sack und er schien voller Ringe, Steine und Schmuckstückezu sein. Das überraschte ihn nicht. Die Männer waren offensichtlich Diebe.

Er streckte wieder die Hände aus und diesmal fühlte er ein kleines Gesicht. Dem Mädchen war der Mund geknebelt. Als sich Satyas Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah Satya sie auf dem Boden sitzen. Sie versuchte, sich aus den Seilen zu befreien. Er beugte sich sacht nieder und schnitt sie mit seinem Messer los. Dann fing er an den Knebel zu lösen.

„Alles in Ordnung?“ fragte er.

„M-m-m-f … Muh dah jagajag.“

„Tut mir leid, ich kann nicht verstehen, was du sagst, solange du den Knebel im Mund hast“, sagte Satya und verdoppelte seine Anstrengungen, den Knoten zu lösen. Nach einer weiteren Minute merkte er, dass er sich lockerte. Er nahm das Tuch von ihrem Gesicht und dachte erleichtert, er werde sie nun verstehen.

„Ist es so besser?“ fragte er.

Das Mädchen atmete tief ein. „Hess ti jakajak. Sok pul kai!“

„Was?” rief Satya bestürzt. Ihre Stimme war klar und stark, aber er hatte keine Ahnung, was sie sagte! Welche Sprache mochte sie wohl sprechen?

„Jakajak fah jonh. Plinh!“

„Ja, ja, natürlich“, sagte Satya. Es verwirrte ihn, dass er sie nicht verstehen konnte. Ein Prinz sollte ja eigentlich viele moderne Sprachen lernen, damit er die politischen Angelegenheiten anpacken könnte, wenn er König wurde. Satya hatte die besten Lehrer gehabt, aber er hatte die meiste Zeit damit verbracht, aus dem Fenster zu gucken. Das bedauerte er jetzt. Er versuchte, sich an seinen Fremdsprachenunterricht zu erinnern. Dabei dachte er an seinen Lehrer, der vorne in der Klasse stand und Worte in vielen verschiedenen Sprachen sagte. Jakajak. Das klang ihm doch vertraut. Jakajak. Ja, allmählich fiel es ihm wieder ein. Er war ziemlich sicher, dass das Wort in der Sprache eines der Bergstämme im Osten „Stoff“ bedeutete. „Muh tah jakajak“ bedeutete dann: „Nimm den Stoff weg“. Sie hatte wohl über den Knebel gesprochen.

„Billei … jat bon suu“, sagte er langsam. Er war ziemlich sicher, dass das in der Berg-Sprache „sehr gut, dass ich dich getroffen habe“ bedeutete.

Das Lachen des Mädchens hallte in dem dunklen Raum wider. Was er gesagt hatte bedeutete: „Hut, dass ich dich geschlagen habe“.

„Hai billei jat bon suu!“ erwiderte das Mädchen. „Und Hut, dass ich dich geschlagen habe, auch für dich!“

„Ja“, sagte Satya in der Sprache des Bergstammes. „Hut, Berg-Mädchen. Du in Ordnung bist, ich das Tuch genommen habe von Mund?“

„Lieber Himmel“, sagte das Mädchen, „ich habe nie jemanden so schlecht meine Sprache sprechen hören. Wer bist du?“

„Mir gehen gut.“

„Nein, nicht: Wie geht’s dir, sondern Wer bist du!“

„Oh, ich sein Junge. West-Stadt-Junge hergekommen vor langer Zeit in Wald. Noch mehr Bäume, glaub nur. Kam her, dich sehen, sehr traurig sehen böse Jungs bringen dich an schlechten Platz.“

Das Mädchen stellte sich mühsam auf die Füße. „Können wir hier rausgehen?“

„Raus? Oh ja. Ich machen, du folgen, wir gehen.“

Satya führte sie zur Leiter. Er stieg zuerst hinauf, schob den Stein beiseite und half ihr aus dem Loch heraus. Das Sonnenlicht blendete sie und das Mädchen blinzelte.

„Du möchtest sicherlich wissen, wie viele Rotsteine mein Vater dir im Austausch gegen mich geben wird.“

„Rotsteine?“ fragte Satya. „Wie sein Rotsteine?“

„Rotsteine. Rubine. Edelsteine. Du möchtest doch sicherlich Edelsteine im Austausch gegen mich?“

„Edelstein? Nehmen Edelstein für Mädchen wie böse Jungs? Ich Dieb? Du denkst, ich Dieb?“

Satya wollte sagen: „Ich bin der Prinz von Goldland!“ Aber ihm wurde klar, wie dumm das wäre. Niemand in diesem Land

durfte das erfahren. Schon gar nicht ein Mädchen, dessen Vater wahrscheinlich selbst nur ein Dieb war. Ärgerlich sagte er: „Dein Vadder Rotstein haben muss sein Dieb!“

„Mein Vater ist kein Dieb. Ich hoffe, *dein* Vater ist kein Dieb!“

„Vadder? Mein Vadder?“ Satya war überrascht. Niemand hatte je zuvor behauptet, dass der König von Goldland ein Dieb sein könne! „Mein Vadder Dieb?“ Satyas Stimme war angespannt und schrill. „Tut mir leid sagen!“

„Ich entschuldige mich dafür, dass ich deinen Vater beleidigt habe, wenn du dich dafür entschuldigst, dass du meinen beleidigt hast.“

„Ich nicht überhaupt mich entschuldigen! Dein Vadder schlechte Erziehung gemacht. Ich retten Leben du sagen Vadder Dieb!“

„Du hättest mir das Leben gerettet? Diese Männer wollten mich nicht töten. Sie wollten einfach nur Rotsteine von meinem Vater. Jetzt wird mein Vater Rotsteine geben und nichts dafür bekommen. Eines Tages wird er hören, dass ein anderer Dieb, der noch schlimmer als die ersten Diebe war, mich im Wald der Vielen Vielen Bäume ermordet hat.“

„Ermordet? Du denken ich Mord?“

So etwas Verrücktes hatte Satya noch nie gehört. Konnte dieses einfältige Mädchen nicht aus seinem Aussehen schließen, dass er ein Prinz, ein Junge edlen Geblüts war?

Mit diesem Gedanken im Sinn sah er auf seine Füße hinunter. Sie waren nackt und mit Schwielen und Kratzern bedeckt. Er sah sich seine Hände an, fand sie voller Blasen, seine Fingernägel waren abgebrochen. Er sah auf seine zerrissene Fellkleidung und das lange Messer in seinem Gürtel. Er stellte sich sein Gesicht vor, das von Sonne und Wind aufgeraut war, und sein ungleichmäßig und kurz geschnittenes Haar. Er erinnerte sich, wie erschrocken er gewesen war, als er in einer Mondnacht vom Floß aus sein Spiegelbild im stillen Wasser des Flusses gesehen hatte. Ein dünner, rau aussehender, halb wilder Bursche!

Er musste zugeben: Er sah aus wie ein Held unter den Affen!

Als ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, versuchte Satya, sich zu beruhigen und achtsam und mit Würde zu sprechen: „Bergmädchen, erst ganz zugebunden, jetzt ganz frei. Ich begleiten mehr Weg nach Hause durch Wald."

Das Mädchen sah ihm einige Augenblicke lang ins Gesicht. „Danke. Ich glaube, dass du, auch wenn du ein armer Junge bist, die Wahrheit sagst. Es ist aber durchaus nicht nötig, dass du mich begleitest. Ich weiß, auf welchem Weg ich nach Hause komme." Und sie drehte sich um und ging schnell in Richtung Nordosten.

Satya wusste nicht, was er tun sollte. Er konnte sie doch in dem gefährlichen Wald nicht allein lassen! Aber wenn sie nicht wollte, dass er sie begleite, dann durfte er sie eben nicht begleiten! Außerdem hatte er Jaya gesagt, er wolle nicht den Helden spielen. Ratlos ging er neben ihr her und wunderte sich, wie schnell und mit welchem Selbstvertrauen sie ging.

„Berg-Mädchen, nicht gut, bald mehr dunkel. Nacht-Wald schwer gefährlich, wenn nicht kennen Wald."

„Aber ich kenne ihn gut."

„Viel Tiger!"

„Die Tiger jagen lieber am Tag."

„Viel Leopard!"

„Sie jagen zwar nachts, aber sie jagen selten Menschen."

„Wie wissen im Wald keine Menschenfresser?"

„Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, die Chancen stehen günstig für mich."

Chancen? Dieses verrückte Mädchen klang fast wie Mati! „Berg-Mädchen vielleicht denken Nacht-Wald ist Kinderspiel?"

„Nein, ich denke nicht, dass es ein Spiel ist. Aber seit ich vor drei Tagen gefangen genommen wurde, haben die Leute mit meinem Leben gespielt. Die Gefahren in diesen Wäldern gehen von Menschen aus, nicht von Tigern und Leoparden."

Satya wusste nicht, was er tun sollte. Er blieb stehen. „Junges Berg-Mädchen, ich gehe dann. Aber nimm für alle Fälle

dies hier!“ Er zog das Messer heraus und gab es ihr. Dieses Messer hatte Jaya ihm gegeben. Es besaß eine Eisenklinge und einen Bronzegriff, in den ein Pfeil graviert war.

Das Mädchen blieb auch stehen. Sie sah ihn an und nahm dann das Messer. „Du bist seltsam. Aber eine Gabe ist die andere wert.“ Sie befestigte das Messer an einer Schnur um ihre Taille und griff mit den Händen an ihren Hals. Sie nahm die Kette aus weißen Muscheln ab und reichte sie Satya hin.

Er versuchte, das Geschenk abzulehnen. „Ich kein Dieb, ich nicht will …“

„Ich glaube dir. Aber bitte, nimm sie! Und sei vorsichtig in diesem Land, denn Puti Mamsa ist ein Mann, der von Güte nichts weiß, in einer Stadt, die von Güte nichts weiß. Du bist ein Fremder und dieses Land heißt Fremde nicht willkommen, schon gar nicht Fremde, die die Wahrheit sagen.“

Sie legte Satya die Kette um den Hals und ging, ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen, davon.

Er blieb eine Minute wie angewurzelt stehen. Dann machte er sich Sorgen um das Mädchen und fühlte sich als Versager. Er steuerte durch die Bäume in Richtung Lager. „Na schön“, dachte er, „mein Versprechen, nicht den Helden zu spielen, habe ich jedenfalls gehalten!“

Seine Sorgen waren berechtigt. In einem Lager im Nordosten, genau in der Richtung, in die das Mädchen gegangen war, schärften Puti Mamsas Soldaten ihre Pfeile und probierten ihre Ketten aus. Sie waren entschlossen, die Diebe zu fangen, die in der Gegend gesehen worden waren. Wenn Diebe gefangen wurden, dann gefiel das Puti Mamsa immer! Es gab so viele interessante Möglichkeiten, sie zu Tode zu bringen!

Kapitel 26

Leise bewegten sie die Stangen und brachten das Floß in die Strömung. Sie hatten das schon oft gemacht und sie taten es

leicht und geschickt, denn sie waren es ja inzwischen gewohnt. Wenn sie erst einmal weit genug vom Ufer entfernt waren, konnten sie die schwere Arbeit dem Fluss überlassen. Wie gewöhnlich lagen zwei von ihnen flach zwischen den Blättern und Zweigen ihres Fahrzeuges und das Dritte hielt nach möglichen Gefahren Ausschau, steuerte, wenn es notwendig wurde, und achtete auf die Zeit.

Heute hatte Mati die erste Schicht am Steuer, während Satya neben Jaya auf dem Rücken lag. Er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, seinen Freunden von seinem Abenteuer mit dem Mädchen zu erzählen, weil sie es sehr eilig gehabt hatten, das Floß in den Fluss zu bekommen. Er wusste, dass er nun still sein musste, bis sie am Morgen ihr Lager errichteten. Stimmen, ja sogar Flüstern, wurden in der Nacht weit über den Fluss getragen.

Satya lag und sah in den Himmel. Wie schön er war! Die Sterne glitzerten und der Mond schien wie – Silber? Nein, dachte er, das stimmte nicht ganz. Aber was dann? Vielleicht wie Muscheln. Mond und Sterne waren eine Halskette aus weißen Muscheln auf dem schwarzen Hals des Nachthimmels. Ja, das war genau richtig. Warum war ihm das früher nie aufgefallen?

Mati hockte am Steuer. Sie hielt die Augen offen, um die Zeichen zu erkennen, wenn sie näher an die Stadt der Hunderttausend Zeichen kamen. Sie wusste, dass sie vorsichtig sein mussten. Im Übrigen hatte sie wenig Interesse an Puti Mamsa oder seiner Stadt. Sie hatte zurzeit überhaupt an allem wenig Interesse und sie sprach kaum.

Mati war müde. Sie war am Tag müde und sie war in der Nacht müde. Sie versuchte, sich daran zu erinnern, wie es sich angefühlt hatte, als sie voller Kraft gewesen war, aber das machte sie nur noch müder. Sie versuchte, den Bäumen nicht mehr zuzuhören, und es störte sie, wenn sie doch ihre Gedanken und Gefühle heraushörte.

In diesem Augenblick war sie sich ihrer Stimmen bewusst, schwach, aber deutlich, am Rande der Hörbarkeit. Sie erzählten

ihre üblichen Geschichten über Bäume, denen es gelungen war, das Blätterdach zu erreichen, aber ihr Erzählen klang angespannt. Mati fühlte diese Spannung überall, in allen Lebewesen. Sie wurde zunehmend stärker, je näher sie der Stadt kamen.

Die Menschen aus den Dörfern taten so, als lachten sie, aber ihr Lachen ging nicht tief. Die kleinen Tiere am Ufer des Leuchtenden Flusses duckten sich im Dunkel.

***

Mati fühlte die warme Sonne auf ihrem Gesicht. Sie war nach vier Stunden Steuern so erschöpft gewesen, dass es eine Erleichterung für sie war, als sie die Aufgabe an Satya weitergeben konnte. Als das Floß jetzt unter ihr schlingerte, gähnte sie und öffnete die Augen. Sie brauchte zwei Sekunden, um sich darüber klar zu werden, dass etwas schrecklich schiefgegangen war.

Sie sah geradewegs in das Gesicht eines Fremden! Er saß mit zwei anderen in einem Fischerboot, das neben dem Floß trieb. Die Fischer hatten Netze auf dem Schoß und ihre Gesichter zeigten Verwirrung.

Jaya lag auf dem Rücken und schnarchte leicht. Satya war beim Steuern eingeschlafen und hatte den Kopf vor sich auf die Arme gelegt.

Schon vor einer halben Stunde hätte das Floß aufs Ufer gezogen werden müssen! Um sie herum begann das Tagestreiben auf dem Fluss. Einige Fischer waren in ihren Booten draußen, andere wateten bis zur Taille im Fluss und warfen ihre Netze aus. Frauen wuschen am Ufer ihre Wäsche. Die Stimmen wurden immer lauter.

Mati versuchte, nicht erschreckt auszusehen. Es gelang ihr sogar, die Männer in dem Boot anzulächeln, als sie Jaya leicht mit dem Fuß in die Rippen stieß. „Guten Morgen!“ sagte sie. „Wie geht’s mit dem Fischen?“

Entweder hatte der Stoß in die Rippen oder aber Matis Stimme Jaya geweckt. Jedenfalls fuhr er aus dem Schlaf auf wie

jemand, der aus der Tür eines brennenden Hauses stürzt. Bevor irgendjemand sich versah, kniete er auf dem Floß und spannte den Bogen. Sein Pfeil zielte genau auf den Fischer, der ihm am nächsten war.

Die scharfe bronzene Pfeilspitze glitzerte in den Strahlen der Sonne. Die Fischer staunten mit offenem Mund und ihre Augen weiteten sich vor Angst. Als Satya sich rührte und sich die Augen rieb, tat Mati ihr Bestes, alle zu beruhigen.

„Also“, sagte sie zu den Fischern, „ihr braucht keine Angst zu haben. Mein Bruder Gopal“ – hier sah sie Jaya scharf an – „hat manchmal schlechte Laune, wenn er gerade aufwacht, aber er würde ganz sicher niemanden verletzten!“

Jaya ließ den Bogen sinken. „Natürlich nicht, meine liebe – uh – Schwester. Ich habe nur so einen Schreck bekommen!“

„Und mein Vetter Lalman würde auch niemals jemanden verletzen“, fuhr Mati fort, und sah Satya an, der sich verwirrt aufrichtete und versuchte zu verstehen, was eigentlich vorging.

„Nein, das würde er nie tun!“ sagte Satya nach einer Pause. „Das heißt, ich würde das nie tun. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie jemanden verletzt! Neulich habe ich zu Mati gesagt – nicht zu dieser Mati, sondern zu einer anderen Mati – meiner Schwester Mati – nicht dass der richtige Name meiner Schwester Mati wäre, wir nennen sie nur so - ich habe gerade zu meiner Schwester gesagt, sie heißt in Wirklichkeit Prashanti und sie ist gerade nicht hier – keine meiner Schwestern ist gerade hier …“

Satya verstummte allmählich. Satya war das Lügen nie leicht gefallen. Vielleicht deshalb nicht, weil seine Eltern ihm den Namen Satya gegeben hatten, was natürlich Wahrheit bedeutet.

Alle schwiegen.

Schließlich bewegten sich die Fischer. Langsam legten sie ihre Handflächen zusammen und verneigten sich vor den stürmischen Fremden. Der älteste von ihnen sprach, dabei zitterte seine Stimme. „O ehrenwerte Diebe! Bitte verschont unser

elendes Leben. Wir geben euch auch die Fische, die wir gefangen haben."

„Wir wollen eure Fische nicht", sagte Satya, der genug davon hatte, für einen Dieb gehalten zu werden, und der allmählich schlechte Laune bekam, als ihm klar wurde, dass er am Steuer eingeschlafen war und dass er damit seine Freunde in Gefahr gebracht hatte.

„Aber wir haben nichts anderes", sagte der jüngste Fischer. Er war etwa in Satyas Alter und sah aus, als werde er gleich zu weinen anfangen.

„Außer dem Boot", sagte der dritte Fischer. „Wir könnten euch unser Boot geben."

„Danke für euer großzügiges Angebot", sagte Mati, „aber bitte behaltet euer Boot und eure Fische. Wir sind keine Diebe."

„Wir sind amtliche Aufseher, die Puti Mamsa, König Viel Fleisch, möge er ewig leben, eingesetzt hat!" sagte Jaya. „Deswegen reisen wir den Fluss hinunter und inspizieren den Zustand der Fisch-Industrie."

Mati und Satya sahen einander und ihr armseliges Floß an. Wer würde denn wohl eine solche Geschichte glauben? Aber Jaya, der keine Zeit gehabt hatte, sich eine bessere Geschichte auszudenken, hatte nun keine andere Wahl mehr, als so, wie er angefangen hatte, weiterzumachen.

„Bald", sagte er, „werden wir wieder in unserer geliebten Stadt der Hunderttausend Zeichen sein."

Als er den Namen der Stadt aussprach, tauchten die drei Fischer ihre Hände in den Fluss und rieben sie gegeneinander, um sie zu waschen.

Satya konnte seine Neugier nicht beherrschen. „Warum reibt ihr eure Hände, wenn wir die Stadt der Hunderttausend Zeichen erwähnen?"

Die Männer tauchten ihre Hände zum zweiten Mal in den Fluss und dann sagte der ältestes von ihnen: „Wir bitten euch um Verzeihung, Aufseher. Es ist ein alter Brauch in dieser Gegend, sich zu waschen, wenn die Große Saubere Stadt der

Hunderttausend Zeichen genannt wird.“ Und sie tauchten ihre Hände zum dritten Mal ins Wasser.

„Warum nennt ihr sie die Große Saubere Stadt?“ fragte Satya.

„O, Junger Mann, der Kein Dieb ist!“ sagte der Mann und tauchte seine Hände ein viertes Mal ins Wasser. „O, Aufseher In einem Passenden Boot! Wir geben ihr den Namen, den sie verdient. Denn sie ist gewiss eine große, saubere Stadt.“ Und der Fischer tauchte seine Hände zum fünften Mal ins Wasser.

Satya fragte: „Wie weit ist denn die Große Saubere Stadt von hier entfernt?“

„O, Reisender aus eben dieser Stadt, der fragt, sie ist nicht weit entfernt!“ erwiderte der Mann, der sich inzwischen die Hände fast unaufhörlich wusch. „Wenn ihr weiter den Fluss hinunter fahrt, dann seid ihr gegen Abend dort. Oder so. Sagt man jedenfalls.“

„Sagt man? Seid ihr denn nie dort gewesen, obwohl sie so nah ist?“

„Verzeih uns“, sagte der Fischer, indem er sich bis zum Ellenbogen in den Fluss lehnte, „und wir bitten alle Einwohner der Großen Sauberen Stadt um Verzeihung, aber wir hatten noch nie das Glück, dorthin zu fahren.“

„Na schön“, sagte Jaya, der den Ausdruck ihrer Gesichter genau beobachtet hatte, „ihr könntet jetzt mit uns kommen.“

Die Fischer schluckten und starrten ihn an. Dem ältesten gelang es zu flüstern, während die beiden anderen ihre Ruder aufnahmen und das Boot wegruderten, „Sehr freundlich von euch, dass ihr uns das anbietet – sehr freundlich von euch …“

„Ja“, sagte der Fischer, als er und seine Gefährten schneller in Richtung Ufer ruderten, „ein anderes Mal – wahrscheinlich sehr bald – wir wären sehr glücklich, euch zu besuchen – was für ein wunderbarer Ort!“

Nun legten die Fischer ihre ganze Kraft in die Ruder und fuhren schnell davon. Als sie weit genug von den Fremden entfernt waren, riefen sie einstimmig: „Ehre und Segen für die

Fremden, die keine Diebe sind und die nicht verdächtig aussehen!“

Satya drehte sich zu Jaya und Mati um: „Sie werden allen, die sie treffen, von uns erzählen. Bald werden die Spione des Königs – es tut mir ja so leid!“

Kapitel 27

Das leere Boot trieb in der Nachmittagssonne den Fluss hinunter.

Die Reisenden standen am Ufer und sahen ihm nach. Bevor sie ihr Fahrzeug verlassen hatten, waren sie noch ein paar Stunden in der Strömung geblieben. Sie hatten entschieden, dass die Geschwindigkeit des Floßes das Risiko wert war. Aber jetzt war es höchste Zeit, zu Fuß weiterzugehen.

Es war auch Zeit für eine Verkleidung. Bald würden alle Soldaten der Armee des Königs nach ihnen Ausschau halten.

Sie konnten es sich nicht leisten, zusammen gesehen zu werden, deshalb gingen sie einzeln am Ufer entlang. Das Land, durch das sie jetzt kamen, war meist bebaut. Deshalb brauchten sie einige Stunden, um Büsche zu finden, in denen sie ihr Lager für die Nacht aufschlagen konnten.

Es war ein erbärmliches Lager. Sie hatten wenig Proviant und durften kein Feuer machen. Insekten, die sie noch nie zuvor gesehen hatten, flogen ihnen ins Haar und setzten sich in ihre Kleider. Bald waren sie über und über mit roten Flecken bedeckt. Sie waren gestochen worden und die Stiche juckten. Sie wollten sich durchaus nicht an das Juck-Dickicht erinnern lassen!

Als Mati noch stiller wurde, als sie schon gewesen war, steckten Jaya und Satya die Köpfe zusammen und sprachen über ihre Situation. Sie wurden sich einig, dass es der beste Plan sein würde, direkt in die Stadt zu gehen. Das würden die Spione des Königs am wenigsten erwarten. Sie konnten sich in der Stadt unters Volk mischen und durchs Osttor wieder hinausgehen.

„Ich werde, sobald es dunkel wird, auf Kundschaft gehen“, sagte Satya. „Ich bin sicher, dass ich den Weg, der zur Stadt führt, leicht finden werde. Dann können wir für morgen planen. Ich will auch versuchen, Kleider zu bekommen, sodass wir uns verkleiden können.“

„Es ist ein guter Plan“, sagte Jaya, „Aber nicht du wirst gehen, sondern ich.“

Satya erhob Einwände, aber Jaya wollte nicht darauf hören. „Ich habe geschworen, für euch beide mein Leben zu geben, wenn es notwendig sein sollte, und ich war schon zu nahe daran, euch zu verlieren!“

Er sah Satya scharf an. „Bleib hier und leiste deiner Schwester Gesellschaft. Bereite Essen vor, dann haben wir etwas, mit dem wir uns die Mägen füllen können, ehe wir morgen aufbrechen.“

Satya war erstaunt, dass Jaya ihm so strikte Anweisungen gab, aber er wusste, dass die Verantwortung dafür, die Kinder König Hiranyas sicher zu bewahren, sehr schwer zu tragen war. Er wollte ihm die Aufgabe nicht schwerer machen, als sie ohnehin schon war, und deshalb stimmte er widerspruchslos zu.

Satya und Mati gaben sich große Mühe, ein Essen zuzubereiten, aber ihre Zutaten waren ärmlich. Heiße Kräutersuppe schmeckt schlecht, aber wenn man kein Feuer anzünden darf, muss man kalte Kräutersuppe machen und die schmeckt noch schlechter.

Jaya kam lange vor der Morgendämmerung zurück. Er hatte die Hauptstraße gefunden, die zur Stadt führte, und er hatte auch Kleider mitgebracht. „Ich habe mir genug für uns alle drei ausgeliehen. Wir vergraben unsere alten Kleider.“

„Ausgeliehen?“ fragte Satya. „Findest du nicht, dass wir die Wahrheit sagen sollten, Jaya? Dann sind wir also das geworden, was alle zu uns gesagt haben. Wir sind Diebe.“

Satya hatte Jaya noch nie so angespannt gesehen. Er sah ihm dabei zu, wie er ein Loch für die Kleider und alles andere, was sie zurücklassen müssten, in den Erdboden grub. Er sah, wie er

den kleinen Lehmofen, den sie für das Zubereiten von Chapati und Nan gebraucht hatten, zärtlich in das Loch stellte.

Jaya verteilte die neuen Kleider, und, nachdem Mati sich in den Büschen umgezogen hatte, folgte die Fellkleidung der drei dem Ofen in die Grube. Schließlich und offensichtlich mit Bedauern begrub Jaya Bogen und Pfeile. Er hielt einen Augenblick inne, um ein Gebet zu sprechen, und dann deckte er alles mit Erde zu.

Die Reisenden trugen nun einfache Bauernkleidung. Endlich würden ihre groben Hände und ihr schlecht geschnittenes Haar von Vorteil sein: Nun waren sie arme Leute vom Land, die von morgens bis abends schwer arbeiteten.

Als Nächstes mussten sie sich neue Lebensgeschichten ausdenken. Sie lernten ihre neuen Namen und die Namen der Familienmitglieder und der Heimatdörfer auswendig. Sie beschlossen, dass Jaya alleine vorangehen und behaupten werde, er sei ein wandernder Geschichtenerzähler. Satya und Mati würden ihm folgen, sie wollten als Bruder und Schwester aus einem nahe gelegenen Dorf in die Stadt gehen, um Kleider zu kaufen.

Während sie auf den Tagesanbruch warteten, übten sie sich darin, im Tonfall der Gegend zu sprechen. Sie hatten gehört, wie die Männer im Boot gesprochen hatten, und versuchten nun, sie nachzuahmen.

***

Jaya ging mit einer immer größer werdenden Menschenmenge die sich windende Straße in Richtung Stadt. Satya und Mati folgten in einiger Entfernung. Es war schmerzlich für Jaya, dass er von seinen jungen Freunden getrennt war. Er war es inzwischen so sehr gewohnt, mit ihnen beisammen zu sein, dass er sich fühlte, als hätte er ein Stück von sich selbst verloren. Aber er zwang sich, sich unter die Menge zu mischen.

Er horchte darauf, wie die Menschen sprachen, achtete auf ihren Akzent und versuchte, wie sie zu sprechen. Sie waren wohl Landleute, wie sie überall anzutreffen sind: neugierig, großherzig und schwatzhaft. Sie wurden anscheinend nervös, als sie sich den Stadttoren näherten. Er fragte nicht, was die Geste, die sie immer wieder ausführten, bedeute. Sie erinnerte ihn an das Handwaschen der Fischer. Da er sich anpassen wollte, machte er sie auch.

Bald kam aus Richtung Stadt ein schwerer, fauliger Geruch und die Menschen in der Menge nahmen Knoblauchzehen aus ihrer Kleidung. Sie zerdrückten den Knoblauch und rieben sich die Oberlippe damit ein, sodass sie nichts anderes mehr riechen konnten. Als Jaya Knoblauch angeboten wurde, nahm er ihn und rieb ihn, ohne zu zögern, ein, als ob er das immer täte.

Als die Menschen entdeckten, dass Jaya ein Geschichtenerzähler sei, verloren sie keine Zeit, sondern baten ihn um Geschichten. Bald hatte er einen Kreis von Landleuten um sich, die genau zuhörten und nach Knoblauch rochen. Als er eine Geschichte zu Ende erzählt hatte, wurden ihm ein oder zwei Stücke Chapati und ein paar kleine Münzen angeboten. „Schön“, dachte er, „wenigstens werde ich in diesem Königreich nicht verhungern.“

Die Tore waren jetzt geschlossen. Sie waren riesig und sie wurden von schwer bewaffneten Männern in den schwarz-und-silbernen Uniformen Puti Mamsas bewacht. Jaya sah über eine Schulter zurück und erblickte seine Gefährten in einiger Entfernung.

Satya und Mati konnten schon sehen, dass Frauen und Männer durch getrennte Tore in die Stadt gingen, also stellte sich Mati in die Reihe der Frauen und Satya in die der Männer.

Eine Stimme ließ sich hören – zuerst war sie leise, aber sie wurde lauter, als sie den Toren näher kamen. „Treue Untertanen! Tretet zum Westtor der Stadt der Hunderttausend Zeichen ein! Freut euch, Gehorsame, über die Großzügigkeit Seiner Majestät, König Viel Fleisch des Großen, Liebling der Götter. Alle, die

ungehorsame Gedanken hegen, sollen erzittern! Und seht die Zeichen seiner Majestät!“

Jaya fühlte den Blick der Wachen auf sich gerichtet. Sie examinierten die Menschen, die durch die Tore traten und suchten – er wagte es nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Er sagte sich, er solle sich entspannen. Er richtete seine Blicke auf die Landleute, die sich um ihn gesammelt hatten, und fing an, die Geschichte vom Prinzen zu erzählen, der eine Kobra heiratet.

Er schmückte alle Teile aus und sprach in verschiedenen Stimmen, je nachdem, wen er gerade sprechen ließ. Die Menge hörte genau zu. Offensichtlich war sie dankbar, etwas Ablenkung zu haben. Als Jaya eben durch die Tore gehen wollte, sah er kurz auf und der Mund wurde ihm trocken.

Die hunderttausend Zeichen!

Außen an der Stadtmauer waren hölzerne Pfähle in die Erde gerammt. Sie waren neun Meter hoch, ein Wald von Pfählen! Auf jedem steckte ein Kopf. Köpfe von Tieren. Köpfe von Menschen. Ein Wald von Köpfen!

In diesem Wald waren alle Geschöpfe des Königreichs Puti Mamsas vertreten, vom bescheidensten bis zum erhabensten. Jetzt nahmen Soldaten auf Leitern Köpfe herunter und ersetzten sie durch neue.

Jaya war ein Krieger und war in Schlachten gezogen, aber er hatte niemals etwas so Unbarmherziges wie dieses gesehen! Ihm wurde schlecht und er war wütend. Er merkte, wie er nach seinem Bogen greifen wollte, und er fluchte, als ihm klar wurde, dass er ihn in der Erde vergraben hatte.

Die Menge wurde still, als der Geschichtenerzähler mit dem seltsamen Akzent fluchte und sich an die Schulter griff. Die Wachen bemerkten die Verwirrung. Wer war dieser großgewachsene Mann, den die Landleute umgaben?

Plötzlich warf der großgewachsene Mann seinen Kopf zurück und schrie mit lauter Stimme: „Ihr alle habt die Chibata-Jibata-Krankheit! Sie kann nur durch das Gift einer Kobra geheilt werden!“

Die Landleute lachten und klatschten in die Hände. Die Wachen grummelten und sahen weg. Nur wieder ein dummer Geschichtenerzähler!

Also bewegte sich die Menge weiter. Schon bald ging Satya durch die Tore. Er nahm alles um sich herum auf, Staunen und Abscheu überwältigten ihn.

Dann war Mati an der Reihe. Sie senkte den Kopf und ging langsam durch das Tor für Frauen. Sie sah nach oben.

Köpfe. Befleckte hölzerne Pfähle. Soldaten.

Mati wandte sich sofort ab und ging durch das Tor. Sie versuchte, das, was sie gesehen hatte, nicht in ihren Geist aufzunehmen. Aber ein Zornesfunken durchfuhr sie.

Ein Wächter neben der Mauer hatte eine Hand an einen hölzernen Pfahl gelegt. Er zog sie schnell zurück und fragte sich, warum der Pfahl plötzlich heiß war.

Kapitel 28

Was für eine Woge von Lärm und Gestank! Jenseits der Tore waren Stände, in denen alle möglichen Fleischsorten verkauft wurden – einiges war roh, einiges gekocht und alles mit Fliegen bedeckt. Die Verkäufer riefen ihre Waren aus. Die Menge war dicht und die Menschen feilschten laut.

Etwa alle fünfzig Meter stand ein Pfahl mit einem Kopf. Der Rauch der Feuer, auf denen gekocht wurde, vermischte sich mit dem beißenden Geruch von verbranntem Öl und Fleisch und von allen möglichen Gewürzen. Als ob es nicht schon genug Dreck gegeben hätte, kam noch der Gestank von Schweiß und offenen Abwasserkanälen dazu.

Die Leute vom Land, die mit Jaya, Satya und Mati in die Stadt gekommen waren, blickten zu Boden und gingen schnell zu den Orten, an denen sie ihre Einkäufe erledigen wollten. Sie zerdrückten noch mehr Knoblauch und rieben ihn mit Daumen und Zeigefinger auf ihre Oberlippen.

Die Stadtbewohner waren da ganz anders. Sie hatten sich anscheinend an den Ort gewöhnt und sie gingen umher, kauften und verkauften und priesen ihre Ware an, als ob sie in der feinsten Stadt der Welt wären.

Sadhus – heilige Männer – mit lockigem, verworrenem Haar und mit Asche von den Einäscherungsstätten beschmierten Körpern wanderten durch die Stadt. Sie trugen Taschen um den Hals. Wer weiß, was diese Sadhus darin bei sich trugen?

Jaya war es gelungen, die Menge, die ihm gefolgt war, abzuschütteln. Er versuchte so auszusehen, als wohnte er in der Stadt, und er hielt ein Auge auf Satya und Mati, um zu verhindern, dass sie voneinander und von ihm getrennt würden.

Am letzten Abend in ihrem Lager, als Jaya versucht hatte, die kalte Kräutersuppe hinunterzuschlucken, hatte er sich heimlich danach gesehnt, in die Stadt zu kommen, denn er hatte gehofft, dort würde er etwas Gutes zu essen finden. Aber jetzt, da er hier war, war ihm der Appetit vergangen!

„Finger und Reis! Finger und Reis!“ rief ein Verkäufer, der an seinen dampfenden Kochtöpfen stand. „Kommt, kostet von den Feinden des Königs!“

Als sich Jaya voller Ekel von dem Verkäufer abwandte, sah er Mati, die wie angewurzelt stehen geblieben war. Wo hatte sie diesen schrecklichen Ruf schon gehört? Es schien sehr lange her zu sein, es war wie in einem entfernten Traum. Ach ja, das war es, der Traum! Der Traum, den sie in der Nacht vor der Eroberung ihrer Stadt gehabt hatte! Aber sie musste das aus ihrem Gedächtnis löschen, sie durfte nicht an die glücklichen Zeiten der Vergangenheit denken, als sie mit ihrer Familie zusammenlebte!

Sie senkte den Kopf und folgte den Frauen vom Lande in den Teil der Stadt, in dem Kleider verkauft wurden. Dort war der Gestank nicht so schlimm. Sie hielt den Blick gesenkt und versuchte, ihre übrigen Sinne abzuschalten.

Im Schatten der einen Straßenseite in Matis Nähe taten Jaya und Satya so, als sähen sie sich die Baumwoll- und

Seidenstoffe an. Mati ging langsam in östlicher Richtung durch die Stadt und die beiden schlenderten hinter ihr her.

Mati fragte sich, ob sie wohl vor Sonnenuntergang durchs Osttor kommen würden. Sie wusste nicht, wie groß die Stadt war, also würde sie es erst mit der Zeit herausfinden. Zunächst einmal ging sie an zahllosen kleinen Läden und niedrigen, rauchgeschwärzten Häusern vorüber.

Als Mati in den östlichen Teil der Stadt kam, sah sie am Ende einer langen Gasse ein riesiges Gebäude aus Stein. Es erhob sich über alle anderen Gebäude. Dann hörte sie in der Ferne ein Geräusch – war es der Schrei einer Menge? Die Leute vom Lande, die erst vor Kurzem die Stadt betreten hatten, sahen nervös auf und drängten sich zu den Stadttoren. Die Stadtbewohner dagegen strömten aus ihren Häusern in die Straßen.

Bald drängelten und stießen sich tausende von Menschen in der schmalen Gasse in Richtung des Gebäudes in der Ferne und Mati wurde von der Menge mitgerissen. Nun ja, das war jedenfalls eine Möglichkeit, nach Osten zu kommen!

Dicht hinter ihr steckte Satya in der Menschenmenge.

Sie kamen nur langsam vorwärts. Da die Menge die Gasse verstopfte, brauchte Satya fast zwei Stunden, um bis zum Gebäude an ihrem Ende zu kommen. Er sah Mati am rechten Rand, aber Jaya hatte er aus den Augen verloren.

Vor ihm erstreckte sich das riesige Gebäude aus Stein in alle Richtungen. Es konnte nur eins sein: Puti Mamsas Palast.

Das Hauptgebäude war wie ein Berg – grau, hoch und so fest wie ein Felsen. An seiner Basis waren im Laufe der Jahre weitere Teile angebaut worden und sie erstreckten sich nach Norden und Süden durch die Straßenblocks der Stadt.

Alle Gebäude waren aus grauem Stein, aber der Stein war das einzig Gemeinsame. Einige waren hoch, einige waren niedrig, einige waren verziert und einige waren so glatt wie Kisten. Ein eindrucksvoller Palast, dachte Satya, aber einer der hässlichsten, den die Erde trägt!

Vor dem Hauptgebäude des Palastes war ein geräumiger Hof. Satya war noch nicht vorne in der Menge und deshalb konnte er den Hof nicht überblicken. Als er aufsah, erblickte er Bilder hoch oben in den Stein des aufragenden Hauptgebäudes gemeißelt.

Da waren fünf Reihen von Figuren. In der untersten Reihe waren Pflanzen abgebildet. Satya konnte viele Baumarten unterscheiden, ebenso Büsche und Kulturpflanzen. Zwischen den verschlungenen Pflanzen, erkannte er Figuren, Männer und Frauen, die sich mit Sensen und Äxten in den Händen zu den Pflanzen hinabbeugten.

In die zweite Reihe von unten waren Tiere gemeißelt. Tiger und Löwen und Rotwild und andere wild lebende Tiere waren mit Pfeilen, die aus ihnen herausragten, und riesigen Hunden an der Kehle abgebildet, während die Haustiere Pflüge zogen und an Pfählen angebunden waren.

Eine Reihe darüber waren Menschen eingemeißelt. An ihrer unterschiedlichen Kleidung konnte man erkennen, dass sie aus verschiedenen Stämmen und Dörfern stammten. Neben jeder dieser Gruppen stand drohend eine eng gedrängte Schar großgewachsener Männer, die mit Schwertern und Bogen und Pfeilen ausgerüstet waren. Alle bewaffneten Männer sahen gleich aus, offensichtlich sollten sie Puti Mamsas Soldaten darstellen. Einige der Stammesangehörigen beugten sich vor den Soldaten zu Boden und andere gingen in Ketten.

In der vierten Reihe standen große, schwere Männer in aufwändigen Kleidern. Sie trugen ein Schwert an der Seite, tranken aus Weingefäßen und aßen Fleisch.

Und schließlich ganz allein in der obersten Reihe war die riesige Figur eines Mannes eingemeißelt. Er trug einen dicken, lockigen Bart, runzelte die Stirn und stemmte die Hände in die Hüften. Er war so gemacht, dass er, wenn jemand zu ihm aufsah, finster zurückblickte. „Ich bin groß und du bist nichts!“ schien er zu sagen.

Satya wusste sofort, dass das Puti Mamsa war.

Satya wurde unruhig. Er hatte die Steinfiguren satt und hatte genug davon, in einer stinkenden Menschenmenge eingequetscht zu sein. Er wollte raus! Er wollte den Palast und den Hof sehen, von dem seltsame Schreie kamen.

„Wenn ich mich durch die Bäume bewegen kann“, dachte er, „kann ich mich sicherlich auch durch einen Wald von Menschen bewegen.“ Also rezitierte er das *Wesen der Bewegung durch die Bäume* und ab ging’s durch die Menge. Die Menschen fühlten einen leichten Druck auf einer Schulter, einem Arm, einem Bein. Sie drehten sich um und guckten, dass ihnen auch niemand die Geldbörse stehlen würde! Aber sie sahen gar nichts, denn niemand von ihnen konnte sich wie Satya bewegen.

Er huschte zwischen Beinen hindurch und kletterte über Schultern und trieb zwischen Menschen hindurch, zwischen denen überhaupt kein Platz zu sein schien. Er war ein Fisch, der durch Wasserpflanzen glitt, ein Kaninchen, das durch Brombeerbüsche huscht, ein Vogel, der durch die Zweige flitzt. In null Komma nichts war er vorne in der Menge.

Aus einer der dunklen kistenförmigen Gebäude des Palastes kamen Tiere heraus. Sie waren aneinander gekettet und alle schrien ihrer Art entsprechend. Löwen und Tiger, Rotwild und Büffel, Bären und Wölfe, Füchse – sie waren eines nach dem anderen aneinander gekettet.

Es schien weder Sinn noch Verstand bei der Anordnung der Tiere zu herrschen. Einige waren Raubtiere, andere waren Beutetiere. Aber die Tiere hatten kein Interesse daran, miteinander zu kämpfen oder einander zu fressen. Sie sahen wild um sich und witterten in die Luft. Sie bemühten sich, aus den Ketten auszubrechen. Sie schrien, knurrten, bellten und gaben alle möglichen anderen Töne von sich.

Dann sah Satya, dass auch Menschen dabei waren. Sie waren zwischen den Tieren angekettet, ohne dass sie vor diesen besondere Vorrechte gehabt hätten. Er konnte sie nicht genau sehen, aber er erkannte, dass einige hellhäutig und andere

dunkelhäutig waren, einige trugen einfache Kleider und einige trugen schicke Kleider.

Die furchtbare Parade wurde von zehn Elefanten angeführt. Sie trugen Geschirre, an denen die Ketten befestigt waren. Wenn der Mann auf dem Rücken des riesigen Elefantenbullen, der die Führung hatte, sein Reittier antrieb, bewegte es sich vorwärts. Dann bewegten sich auch die anderen Elefanten. Wenn sich die Elefanten bewegten, dann folgte die ganze Reihe, ob sie wollte oder nicht.

Das Schlimmste für Satya war, dass die Stadtbewohner, als sie diese Reihe von Geschöpfen, die gegen ihren Willen mitgeschleppt wurden, sahen, vor Aufregung schrien und in die Hände klatschten. Sie tanzten und sangen.

Die asche-weißen Sadhus mit ihren um den Hals gehängten Taschen waren zahlreicher als vorher. Sie sahen mit schnellem Blick auf alles, was geschah.

Als das Klatschen und Schreien immer lauter wurde, traten neun Männer in heller Kleidung auf einen Balkon des Palastes, von dem aus man den Hof übersehen konnte. Vier standen auf einer Seite und vier auf der anderen und der neunte, ein kleiner Mann mit einer Brust wie eine Walze, stand allein. Einen Augenblick später trat ein großer, breitschultriger Mann mit lockigem Bart und einer mit Edelsteinen besetzten Kopfbedeckung auf den Balkon und stellte sich in die Mitte zwischen die anderen. Es war Puti Mamsa.

Die Menge wurde sofort still und richtete ihre Augen auf den König. Der Mann mit der Brust wie eine Walze wendete sich an die Menge und sagte feierlich mit lauter, tiefer Stimme: „Seine Majestät, Viel Fleisch der Große, Sohn von Viel Fleisch dem Umfangreichen, Enkel von Viel Fleisch dem Sehr Umfangreichen, Helfer der Gehorsamen, Bestrafer der Ungehorsamen, Eroberer von Land, Vater von Zehntausenden von Söhnen, Esser jeder Art Nahrung ohne Ausnahme!“

Alle Menschen in der Menge warfen sich zu Boden, soweit sie dazu Platz fanden. Sie lagen, ohne sich zu bewegen, und

drückten ihre Gesichter in den Straßenschmutz. Satya, Mati und Jaya konnten nicht anders, sie mussten dasselbe tun! Dann schrie der Schreier: „Seine Majestät Viel Fleisch ist hungrig! Kommt, Gehorsame, und leistet ihm Gesellschaft!“

Jetzt standen alle auf, jubelten und schrien: „Möge er ewig leben!“

Als Puti Mamsa mit dem Kopf nickte, begann der Leit-Elefant zu ziehen, ging aus dem Hof hinaus und steuerte eine staubige Straße hinunter, die zum Osttor der Stadt führte. Die angeketteten Opfer wurden mitgezogen und kämpften um jeden Fußbreit Boden. Die Menge folgte und drängte sich so nah an die Opfer heran, wie die Wachen es zuließen. Jetzt begannen Männer Musikinstrumente zu spielen, Frauen schenkten von Wagen herunter kostenlos Wein aus und Kinder tanzten.

Satya war der Reihe der Tiere gefolgt, als er plötzlich etwas sah, dass ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ. Er stand wie festgenagelt und konnte nicht mehr atmen.

Mati bewegte sich wie im Trance mit der Menge. Sie verstand nicht, was vor sich ging. Seine Majestät ist hungrig? Was um alles in der Welt sollte das bedeuten? Was würde er essen?

Dann sah sie, dass die Menschen in der Menge Messer herausgezogen hatten und sie wetzten. Sicher – nein! Es konnte nicht sein! Sie würden doch wohl nicht alle diese armen Geschöpfe essen! Und was war mit den angeketteten Menschen? „Finger und Reis“, erwiderte eine Stimme in ihrer Erinnerung.

Mati wurde schlecht und sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. „Ich darf nicht daran denken“, sagte sie sich. „Ich muss an etwas anderes denken. Ich muss daran denken, aus dieser Stadt herauszukommen. Ich muss daran denken, zum guten König Nanda zu kommen, der Vaters Freund ist, daran denken, ein Duftbad zu nehmen, mich in die feinste Baumwolle von Varanasi und in Seide aus dem Land im Osten zu kleiden…“

Aber es war zwecklos. Mati fühlte eine neue Woge von Zorn durch sich hindurchgehen. Ihr ganzer Körper zitterte und

bebte. Sie schaffte es gerade so, auf den Füßen zu bleiben und nicht umzufallen.

***

Eine Frau hatte eben mit dem Stoff, den sie gekauft hatte, durch das Westtor die Stadt verlassen. Sie rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander und wollte so schnell wie möglich in ihr Dorf zurück! Dann blickte sie sich um. Da bemerkte sie, dass von den Pfählen aus Holz, die vor der Stadtmauer standen, Rauch aufstieg.

Kapitel 29

Satya war immer näher an die Reihe der Opfer herangerückt. Er dachte angestrengt darüber nach, was er tun könnte, um dieses Massaker aufzuhalten. Er hatte neben einem von Puti Mamsas Wachen gestanden und der Mann hatte ein Messer herausgeholt, um es zu wetzen. Das Messer hatte einen bronzenen Griff, in den ein Pfeil graviert war. Es war Satyas Messer, das Messer, das ihm Jaya gegeben hatte und das Satya weitergegeben hatte an …

Er rannte, er flitzte, er kam noch näher an die Reihe der Tiere und Menschen. Das Herz schlug ihm bis in den Hals, als er die menschlichen Opfer wanken und kämpfen sah. War das -? Ja, es war das Mädchen, das er aus der Grube befreit hatte! Sie war zwischen einem Tiger und einem Büffel angekettet. Immer wieder wurde sie umgestoßen. Jedes Mal stand sie mutig wieder auf, aber wie lange würde es wohl dauern, bis sie zertrampelt oder in Stücke gerissen würde?

Jetzt führten die Elefanten die anderen aus dem Osttor. Einige Stunden würde es noch hell sein und schon könnten die drei Reisenden gesund und munter aus der schrecklichen Stadt nach Osten hinausmarschieren! Waren sie glücklich und erleichtert? Wie hätten sie das sein können?

Jaya versuchte einen kühlen Kopf zu behalten. Er konnte Mati deutlich sehen. Ihre Augen irrten umher und ihre Schritte waren unsicher. Er fürchtete, sie werde zusammenbrechen. Weit vorn, am Rand der Menge, ganz in der Nähe der Opfer und der Wachen, ging Satya. Jaya sah ihn einen Augenblick lang und im nächsten war er nicht mehr das. Einige Male war Satya der Reihe der Opfer so nahe gekommen, dass eine Wache ihn angeschrien und nach ihm geschlagen hatte, aber jedes Mal hatte die Wache nur die Luft getroffen und verblüfft um sich geblickt.

Jaya machte sich Sorgen. Er verstand Satyas Wunsch, etwas zu tun, um die Katastrophe aufzuhalten, aber was könnte ein unbewaffneter Junge schon tun? Was könnte eines von ihnen tun? Jaya fühlte sich innerlich zerrissen: Einerseits wusste er, er sollte mit den anderen beiden zusammentreffen und eine Möglichkeit finden, sich davonzumachen, während das furchtbare Opfer stattfand. Einerseits hätten sie es gar nicht besser treffen können. Alle wären auf die Zeremonie konzentriert. Niemand würde bemerken, dass drei Leute vom Land mit den anderen Leuten vom Land davongingen.

Ja, aber andererseits empfand Jaya ebensolchen Zorn wie seine Freunde. Wie hätte er da einfach weggehen können?

Mati ging wie in einem Nebel. Sie wünschte sich, so weit wie möglich von dieser Stadt weg zu sein. Sie wünschte sich, sie könnte vergessen, dass es eine solche Stadt gab. Was hatte Jaya in den Himmel geschrien, als sie die Stadt durch das Westtor betreten hatten? „Ihr habt alle die Chibata-Jibata-Krankheit! Sie kann nur durch das Gift einer Kobra geheilt werden.“ Er hatte recht. Die Menschen hier hatten eine Krankheit, eine Herzkrankheit. Aber wo war die Kobra, die sie heilen könnte?

Dann sah Mati Satya nahe bei der Reihe der Opfer stehen. Er sah unverwandt ein Mädchen an, das in der Reihe angekettet war, und sie sah ihn an. Es war, als ob sie einander erkannten. Aber wie war das möglich?

Satya schlug das Herz wie wild. Es war höchste Zeit zum Handeln! Die Menschenmenge hatte sich aus der Stadt heraus in

ein weites Gelände ergossen, in dem flache Steine lagen. Die Steine hatten rote Flecke. Satya verstand jetzt alles: Hierher brachten sie die Opfer, die Puti Mamsas Männer gefangen hatten! Sie aßen wohl hier die Körper und steckten die Köpfe auf die Pfähle, die um die Stadtmauer herum standen. Satya bemerkte Dutzende der asche-weißen Sadhus in der Nähe der Reihe der Opfer. Ob sie wohl bei der Zeremonie eine Rolle spielten?

Es war keine Zeit mehr zum Denken, keine Zeit mehr für Vorsicht! Jetzt oder nie! Er glitt an den Wachen vorbei in die Reihe der Opfer. Er wickelte seine Arme in die Ketten, er ließ sich mit den anderen weiterziehen. Niemand bemerkte ihn. Er war nur ein Körper mehr für das Opfer.

Schritt für Schritt machte Satya seinen Weg vorwärts in der Reihe, bis er in der Nähe der Elefanten war. Im Spurt erreichte er den Leit-Elefanten. Mit einem Sprung war er auf seinem Rücken und hatte den Mahut von dem Elefanten geworfen. Er sah die Wunden auf dem Kopf des Elefanten, die der Mahut ihm mit seinem scharfen Stachelstock beigebracht hatte. Er sagte dem Elefanten leise etwas ins Ohr.

In dem Lärm und dem Durcheinander bemerkte niemand den neuen Elefanten-Mahut. Niemand außer Jaya und Mati – und einem Mann, der mit einem Bogen an der Stadtmauer stand.

Jaya schüttelte feierlich den Kopf. Jetzt, da Satya das alles in Gang gesetzt hatte, würde es sich von selbst weiterentwickeln. Sie würden alle drei sterben, aber Jaya konnte nicht anders: Er empfand Stolz. Satya war noch ein Junge, aber er tat etwas, zu dem kein Mann in dieser Stadt den Mut und die Weisheit gehabt hatte. Als Jaya diese Gedanken dachte, sah er den Bogenschützen ein Dutzend Schritte entfernt in der Nähe des Osttors Satya aufmerksam ansehen. Er sah, wie der Mann nach einem Pfeil griff.

Der Leit-Elefant war stehen geblieben. Wenn der Leit-Elefant stehen blieb, dann blieben auch die übrigen Elefanten stehen. Die Reihe bewegte sich nicht. Überall herrschte Verwirrung.

Satya sah sich nach den anderen Elefanten um. Zu seiner Überraschung waren alle früheren Mahuts verschwunden. Auf jedem Elefanten saß ein Sadhu! Die Wachen hatten damit zu tun, die Menge in Schach zu halten, die immer stärker in Richtung der Reihe der Opfer drängte. Einer der Sadhus trat aus der Menge und schlug eine Wache nieder. Dann schlug er einige anderen nieder. Er langte in seine Tasche und holte eine schwere Eisenaxt heraus.

An der Stadtmauer spannte Puti Mamsas oberster Bogenschütze Shatru Han – denn der war er – seinen Bogen. Er hatte den Affen, den er in der Nähe des Flusses der Bedenklichen Überquerung verfolgt hatte, nicht mit nach Hause nehmen können, aber jetzt würde er den verrückten Jungen von dem Elefanten herunterschießen! Wer dachte der wohl, wer er war, dass er in die Hauptstadt kommen und sich den Elefanten des Königs aneignen könnte!

Shatru Han wollte eben den Pfeil abschießen, als er fühlte, wie ihn starke Arme von hinten umschlangen. Das Nächste, was er mitbekam, war, dass er keuchend am Boden lag und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Seine Kleider waren von Schmutz bedeckt und sein Bogen lag in drei Stücke zerbrochen neben ihm. Als er aufsah, sah er einen großgewachsenen Mann in der Menge verschwinden.

Einige Sekunden später sah ein anderer von Puti Mamsas Männern Satya auf dem Elefanten. Er zeigte auf ihn und schrie. Auch er wurde zu Boden geworfen, und noch einer und noch einer. Einige der Männer wurden von Jaya zu Boden geworfen, aber viele andere fielen unter den Händen der Sadhus, die überall auf einmal zu sein schienen. Als er sie sah, wuchs in Jayas Herzen die Hoffnung: Diese Sadhus waren womöglich Freunde!

Mati sah, was Satya tat. Sie wünschte sich sehr, dass sie innerlich daran Anteil nehmen könnte. Sie wäre sehr gerne stolz auf Satya gewesen und hätte ihm gerne geholfen. Sie würde auch gerne Schmerz empfinden, wenn Satyas Handeln zu ihrer aller Tod führen würde. Sie wollte gerne traurig darüber sein, dass sie ihre Eltern nie wiedersehen würde. Aber alles war ihr gleichgültig, sie

fühlte überhaupt nichts. Sie war nur müde, so müde! Es war, als hätte sie nicht die geringste Kraft im ganzen Körper.

Dann geschah etwas.

Mati sah einen Stier in der Reihe schwer auf die Knie fallen, denn er hatte sich in der Kette verfangen. Sie sah das Weiße in seinen Augen, sah, wie ihm Schaum vors Maul trat. Und ohne jede Ankündigung wurde sie plötzlich zornig.

Der Zorn begann in ihrem Magen und stieg nach oben. Als er ihre Brust erreichte, konnte sie nicht atmen. Als er ihre Schultern erreichte, wurden ihre Arme taub. Als er ihren Kopf erreichte, fühlte es sich an, als würde ihr der Schädel zerspringen. Sie tastete mit ihrem Geist nach dem Zorn und berührte ihn. Sie nahm ihn und schickte ihn aus. Als sie ihn ausschickte, sagte sie:

Heißer als der Brand des Tod-Holzes,
heißer als das Feuer des Krematoriums
soll das Feuer meines Zorns
diese Stadt reinigen!

Als Jaya eben die Elefanten erreichte, hörte er einen Schrei: „Feuer! Feuer!“

Er wandte den Kopf und sah, dass die Holzpfähle um die Stadtmauer in Flammen aufgingen. Die Mauer aus Feuer gab einen bitteren Rauch von sich, der über die Menge zog und sich über die Stadt legte. Große Funken flogen über die Mauern in die Stadt. Die Stadtbewohner standen einen Augenblick still vor Schreck, dann liefen sie schnell in die Stadt zurück.

„Wasser! Wasser! Rettet die Stadt!“

Satya sah um sich. Die Saddhus hatten keinen Augenblick verschwendet. Sie hatten ihre Eisenäxte aus den Taschen gezogen und jetzt sprangen sie in die Reihe der Opfer. Mit jedem ihrer starken Schläge zerbrachen sie ein Glied der Kette und befreiten damit die Opfer. Die Sadhus auf den Elefanten ließen ihre Tiere jetzt geradewegs nach Osten laufen. Die befreiten Tiere und Menschen liefen ihnen, so schnell sie konnten, hinterher.

Jaya wollte schon zu Satya auf den Elefanten springen, als ihm klar wurde, dass er Mati aus den Augen verloren hatten.

Satya zeigte: „Da, Jaya. Sie liegt auf dem Boden. Ich denke, sie ist verletzt."

Jaya rannte zu ihr und fand Mati bewusstlos auf den kalten roten Steinen. Er nahm sie auf die Arme und lief schnell zu Satya zurück. Dann rannte der Leit-Elefant, den Satya antrieb, mit den drei Freunden auf dem Rücken wie der Blitz nach Osten.

König Verdorbenes Fleisch ist hungrig!
Heute Abend ist er hungrig,
wenn hunderttausend Zeichen seines Appetits
bis auf den Grund niederbrennen!

König Verdorbenes Fleisch ist hungrig!
Heute Abend ist er hungrig,
wenn hunderttausend Zeichen seiner Grausamkeit
bis auf den Grund niederbrennen!

König Verdorbenes Fleisch ist hungrig!
Heute Abend ist er hungrig,
wenn hunderttausend Zeichen seiner Macht
bis auf den Grund niederbrennen!

Auf einem Scheiterhaufen, einem Begräbnis-Scheiterhaufen,
wird den Häuptern der Unterdrückten,
den Häuptern der ohne Gnade Behandelten
Frieden zuteil.

Bitterer Rauch wogt
auf den Markt,
wo sie Nahrungsmittel
ohne jede Ausnahme verkaufen.

Ein Gift wurde
in den Straßen der Stadt
der Hunderttausend Zeichen
losgelassen.

Kapitel 30

Der Pfad wand sich durchs Gebirge. Er ging über steile Pässe, an Flussschlünden vorbei und durch felsige Gebiete, in denen nichts wuchs.

Lil-saa, das Mädchen, das Satya vor den Dieben gerettet hatte, ritt mit ihrem Vater, dem Häuptling des Bergvolkes, auf einem Elefanten. Er und seine Männer hatten sich als Sadhus verkleidet und waren in die Stadt eingedrungen, um das Mädchen davor zu bewahren, bei dem Festmahl gegessen zu werden. Die drei Fremden hatten ihre Pläne schon fast aufgegeben, aber am Ende ging dann doch alles gut aus.

Der junge Mann, der auf den Leit-Elefanten gesprungen war, war zwar verrückt, aber tapfer. Der Häuptling war drauf und dran gewesen, ihn von dem Elefanten herunterzuziehen, aber dann hatte er die Halskette seiner Tochter am Hals des jungen Mannes gesehen. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er beschlossen, den Fremden zu trauen. Dann war alles schnell und nach Plan verlaufen, wobei sowohl Zweibeiner als auch Vierbeiner befreit wurden und Feuer um die Stadtmauern angezündet wurden.

Die Feuer hatten den Kampf entschieden. Der Häuptling wollte sich daran erinnern, dass er herausfinden musste, welcher seiner Männer sie angezündet hatte. Gleich nach der Übernahme der Elefanten war ihm berichtet worden, dass die Unreinen Zeichen zu gut bewacht wurden. Dann plötzlich …

Sie würden weitere zwei Tage brauchen, um zum Wohnsitz des Bergvolkes hinaufzusteigen. Nun war erst einmal Zeit, eine

Rast einzulegen. Der Häuptling gab ein Zeichen und die Karawane machte Halt.

Als alle gegessen hatten, lud der Häuptling die beiden männlichen Fremden ein, zu ihm an ein kleines Feuer zu kommen, das etwas außerhalb des Hauptlagers brannte. Er wollte mit ihnen sprechen und er konnte ihre Sprache. Zuerst lehnten sie die Einladung ab und sagten, sie müssten sich um die junge Frau kümmern, die noch immer bewusstlos war. Man konnte ihnen ihre Sorge vom Gesicht ablesen. Deshalb hatte er seine Männer einen besonderen Schuppen bauen lassen und Lil-saa und zwei seiner Männer gebeten, bei der kranken Frau zu bleiben.

Die Fremden sagten ihm, sie kämen aus einer Stadt weit im Westen. Sie sagten, sie seien gezwungen gewesen, ihre Stadt zu verlassen und eine lange Reise anzutreten. Sie erzählten viele schöne Geschichten über das, was sie im Wald erlebt hatten. Der Häuptling blieb die ganze Nacht über wach und hörte ihnen zu.

Diese Fremden sahen nicht wie gewöhnliche Stadtleute aus. Wenn sie aber wirklich aus einer Stadt waren, dann musste der Wald sie so verändert haben. Der großgewachsene Mann sprach nur, wenn er dazu aufgefordert wurde. Er hielt oft inne und lauschte auf die Nachtgeräusche und er blickte immer wieder zu dem Schuppen, in dem die junge Frau lag.

Und der Junge – es war etwas Besonderes um den Jungen. Es waren nicht nur die dicken Schwielen an seinen Händen und die Kratzer auf seinem Körper. Es war da etwas in seiner Art zu sprechen, etwas in der Art, wie der großgewachsene Mann mit ihm umging! Der Häuptling wandte sich an den Jungen.

„Meine Tochter sagt, du sagst die Wahrheit."

„Die Wahrheit? Häuptling, ich wünschte, ich könnte sagen, dass ich immer die Wahrheit gesagt hätte. Aber da waren auch Lügen."

„Wie viele Lügen?"

„Ich erinnere mich daran, dass ich viermal in meinem Leben gelogen habe. Ich schäme mich, wenn ich daran denke!"

„Dann möchtest du sicherlich dem nicht noch eine fünfte Lüge hinzufügen."

„Häuptling?"

„Ich werde dir eine Frage stellen und ich erwarte eine wahrheitsgemäße Antwort darauf!"

„Ja."

„Wer bist du?"

„Ein Fremder aus einer Stadt weit im Westen."

Der Häuptling sah ins Feuer und wartete.

Nach einer Weile sprach der Junge wieder: „Ein Fremder aus der Goldstadt."

Der Häuptling stocherte in der Asche des Feuers und erwartete noch mehr.

„Häuptling, mein Name ist Satya. Ich bin ein Prinz. Mein Vater ist Hiranya, König des Goldlandes."

Der Häuptling schwieg lange. Dann sagte er: „Gut. Jetzt ist Zeit zum Schlafen. Morgen reden wir weiter."

Der Häuptling brachte die Fremden zum Schuppen. Dort flüsterten sie eine Weile mit Lil-saa. Sie versuchte, ihnen Mut zu machen. Sie sagte, dass die junge Freu fest schlafe, dass sie unverletzt zu sein scheine und dass sie jetzt nichts weiter tun könnten, bevor sie ins Dorf kämen. Sie erzählte ihnen von der Heilerin aller Heilerinnen im Bergvolk.

Die Männer wollten die junge Frau nicht verlassen. Sie schliefen vor dem Schuppen im Mondschein.

Kapitel 31

Die heiße Brühe war köstlich. Sie war so viel besser als kalte Kräutersuppe! Mati saß da und trank sie, bis sich ihr Magen warm und wohlig gefüllt anfühlte.

Es war ihr dritter Tag im Hauptdorf des Bergvolkes.

Sie erinnerte sich an nichts von dem, was an den ersten beiden Tagen geschehen war. Sie wusste nur, was die anderen ihr

darüber gesagt hatten. Die Heilerin hatte wohl schon auf sie gewartet, als sie schließlich ankamen. „Tragt sie sofort in meine Hütte! Sagt mir nicht, wer sie ist, ich weiß es!“ hatte die Heilerin gesagt.

Jaya hatte vor der Tür der Hütte Nachtwache halten wollen. Die Heilerin hatte ihm gesagt, er solle sich schlafen legen, aber er wollte nicht. Da sagte sie: „Wenn du sowieso hier bist, kannst du dich auch nützlich machen. Sammle Brennholz für mich, sammle Kräuter für mich!“

Am Morgen des dritten Tages war Mati mit dem Duft von Blüten und Kräutern in der Nase aufgewacht. Eine gebeugte alte Frau hatte ihr in die Augen geblickt. Die alte Frau hatte Matis Stirn berührt und sie veranlasst, sich langsam aufzusetzen. Dann hatte sie Jaya gesagt, dass Mati wach sei, und er war beglückt in die Hütte gegangen, die man ihm am Abend angewiesen hatte.

Nun sagte die Heilerin streng zu ihr. „Du hättest dich nicht selbst verletzen sollen! Du musst lernen, das, was du tust, zu tun, ohne dich zu verletzten. Schließlich ist ein Feuer ein Feuer! Die Hüterin kann ganz leicht ein Feuer anzünden.“

Mati hielt im Trinken inne und sah auf. Woher wusste die Heilerin, dass sie die Hüterin war? Und was hatte es mit dem Feuer auf sich? Sie verstand nicht, wovon die alte Frau redete!

„Welches Feuer, Verehrte? Ich kann mich an kein Feuer erinnern. Ich erinnere mich nur daran, dass ich müde war. Dann sah ich einen Stier und wurde von Zorn übermannt. Ich erinnere mich dunkel, dass ich wollte, dass mein Zorn …“

„Du hast die hunderttausend Zeichen niedergebrannt.“

„Die Zeichen?“

„Es war eine gute Tat. Sie musste geschehen. Die Männer glauben, sie hätten das gemacht. Ha! Ich werde es ihnen bald sagen. Die Geschichte wird ewig weiterleben. Aber du bist ungeschickt, du hast dich beinahe selbst umgebracht.“

„Aber wie …?“

„Weißt du nicht, dass du die Hüterin bist, Kind?“

„Schon – aber ich habe nur mit lebenden Bäumen gesprochen. Wie konnte ich ein Feuer anzünden? Wie konnte ich zu den Holzpfählen sprechen? Zu Tod-Holz?“

„Hat dir Roti Baba nicht alles beigebracht?“

„Du kennst Roti Baba?“

„Natürlich kenne ich ihn. Ich bin seit zweihundert Jahren Heilerin. Ich kenne alle wichtigen Sadhus. Er ist der größte Schlingel von allen. Bah! Er wundert sich, dass er keine Schüler hat. Er bleibt nicht lange genug an einem Ort, um sie irgendetwas zu lehren! Er fliegt ständig irgendwohin: Ich muss zu dieser Versammlung, ich muss zu dieser Konferenz, sie brauchen mich an der Westküste!“

„Aber Roti Baba hat mir nicht gesagt, dass ich die Hüterin bin. Er sagte mir, dass die Bäume mir eines Tages meinen wahren Namen sagen würden. Und das taten sie. Zuerst nannten mich die Bäume am Fluss Mati die Grüne. Dann sagte mir der alte Baum im Sumpf Kein-Entrinnen, dass ich die Hüterin sei.

„Sumpf? Du warst im Sumpf?“

„Ja.“

„Das erklärt vieles!“

Die alte Frau schlurfte in eine Ecke ihrer Hütte und suchte in ihren Medizin-Tüten. Sie braute einen Trank aus einigen kleinen gelben Blüten und sagte leise zu Mati:

„Vor langer Zeit, als Häuptling Langschaft das Bergvolk führte und König Dhrita Shila im Tal herrschte und Frieden zu allen Menschen gekommen war, gab es eine große Versammlung der Heiler.

Sie sagten: ‚Was sollen wir mit all diesen Waffen für den Krieg machen, jetzt, da der Frieden gekommen ist? Wo es Waffen gibt, da gibt es immer auch Menschen, die bereit sind, sie zu benutzen. Wir müssen sie umwandeln.‘ Und die Heiler einigten sich darauf, dass die Waffen in Werkzeuge für das Leben umgeschmiedet werden müssten. Speere in Hacken, in solche Dinge. Und das wurde auch gemacht. Ein Heiler sagte dann: ‚Wir müssen einen machtvollen Zauberspruch erdenken und müssen

ihn dem Hüter übergeben, denn niemand liebt das Leben mehr als der Hüter. Dieser Zauberspruch bewirkt, dass alles Holz auf den Hüter hört. Selbst wenn jemand denkt, dass ein Baum nicht mehr lebt, wird das Holz noch auf den Hüter hören. Feuerholz, Fackel, Speer und Pfeil: Sie werden nie mehr die Sklaven von jemandem sein, der Krieg anzettelt.'"

„Ich verstehe nicht!"

„Es war der Schlaf-Holz-Zauberspruch. Er verwandelte alles Tod-Holz in Schlaf-Holz. Seit damals stirbt das Holz nicht, wenn das Grün aus ihm verschwindet. Es schläft ein. Es wird Schlaf-Holz. Es kann zwar nicht sprechen, aber es kann hören. Es wartet auf den Ruf des Hüters. Wenn es den Ruf hört, kann es brennen, es kann sich verbiegen, es kann brechen oder für den Hüter groß und stark werden. Dieser Zauberspruch wurde vor langer Zeit formuliert. Ein Hüter muss ihn kennen und muss in der Lage sein, seine Macht zu nutzen. Du hast diese Macht entdeckt, aber du hast dich damit verletzt. Du musst vorsichtig damit umgehen. Es kann so gefährlich sein wie das Gift einer Kobra."

„Kennst du denn den Schlaf-Holz-Zauberspruch?"

Die alte Frau setzte sich auf den Lehmboden ihrer Hütte. Sie schwieg lange Zeit. Der Dampf des Tees und der Wohlgeruch der Kräuter umgab sie.
Dann sagte sie:

„Was Holz zerstören kann,
kann Holz heilen.
Hört
den Ruf der Hüterin!

Was einmal grün war
und nicht mehr grün ist,
wartet
auf den Ruf der Hüterin.

Was einmal hoch gewachsen war

und nicht mehr hoch wächst,
träumt
vom Ruf der Hüterin.

Was einmal Wurzeln hatte
und keine Wurzeln mehr hat,
schläft
bis zum Ruf der Hüterin.

Was Holz zerstören kann,
kann Holz heilen.
Hört
den Ruf der Hüterin.

Nur das Singen der Vögel vor der Hütte war noch zu hören. Nachdem die alte Frau wieder eine Minute lang ruhig dagesessen hatte, stand sie unsicher auf und gab Mati eine Tasse des besonderen Tranks. „Ich gebe dir ein Bündel dieser Blüten mit. Trink dieses Getränk ein Jahr lang jeden Tag, ganz gleich, was geschieht und wohin du gehst."

„Danke, Heilerin der Heilerinnen. Es tut mir leid, dass ich Fehler gemacht habe. In letzter Zeit wollte ich nicht mit den Bäumen sprechen. Ich wollte nicht die Hüterin des Gelübdes sein. Ich war so müde …"

„Vergiss, dass du die Hüterin bist."

„Was soll ich?"

„Es gibt eine Zeit, in der du die Hüterin bist, und es gibt eine Zeit, in der du einfach nur Mati bist. Jemand, der immerzu, Tag und Nacht, Hüter ist, wird langweilig. Und dann bist du beim Entfachen des Feuers zweimal verletzt worden. Jetzt musst du erst einmal heil werden. Es wird Zeit, dass du wieder nur Mati bist!"

„Aber die Bäume sagten mir, ich solle mich erinnern."

„Beunruhige dich nicht mehr! Wenn es an der Zeit ist, wirst du wissen, wer du bist und was du tun musst. In der Zwischenzeit sei einfach Mati!“

Mati war, als würde ihr eine schwere Last von den Schultern genommen. „Einfach nur Mati!“ Wie gut war es, das zu hören! Zum ersten Mal seit vielen Wochen lächelte Mati wieder.

Am letzten Tag, den Mati in der Hütte der Heilerin zubrachte, gab ihr die alte Frau einen Mantel mit Kapuze. Er war aus grobem Stoff und er war von einem tiefen Grün. Die alte Frau sagte: „Wenn die Zeit zum Handeln gekommen ist, dann zieh diesen Mantel an. Und möge der Eine, dessen Wurzeln die Erde zusammenhalten, dich schützen!“

***

Die drei Wanderer ritten auf dem großen Elefantenbullen Puti Mamsas die Berge hinunter, nachdem sie das Dorf der Bergleute verlassen hatten. Der Häuptling und ein Dutzend seiner Männer begleiteten sie. Von den übrigen Freunden hatten sich die Reisenden verabschiedet. Satya hatte es seltsam bedrückend gefunden, von dem Mädchen Lis-saa Abschied nehmen zu müssen. Er fragte sich, ob er sie jemals wiedersehen würde. An einem der letzten Tage ihres Aufenthaltes hatte er sie nach dem Namen ihres Volkes gefragt und sie hatte geantwortet: „Wie werden Schlangen genannt.“

Jaya war glücklich. Er sah, dass es Mati besser, so viel besser ging! Sie lächelte. Ihre Augen funkelten. Endlich war sie dem Sumpf entronnen!

Beim Verlassen des Bergdorfes hatten die Reisenden eine Frau gesehen, die in einem großen Mörser Wurzeln zu Mehl zerstampfte. Sie hatte bei der Arbeit ein Lied gesungen. Das ging so:

Lied des Windes

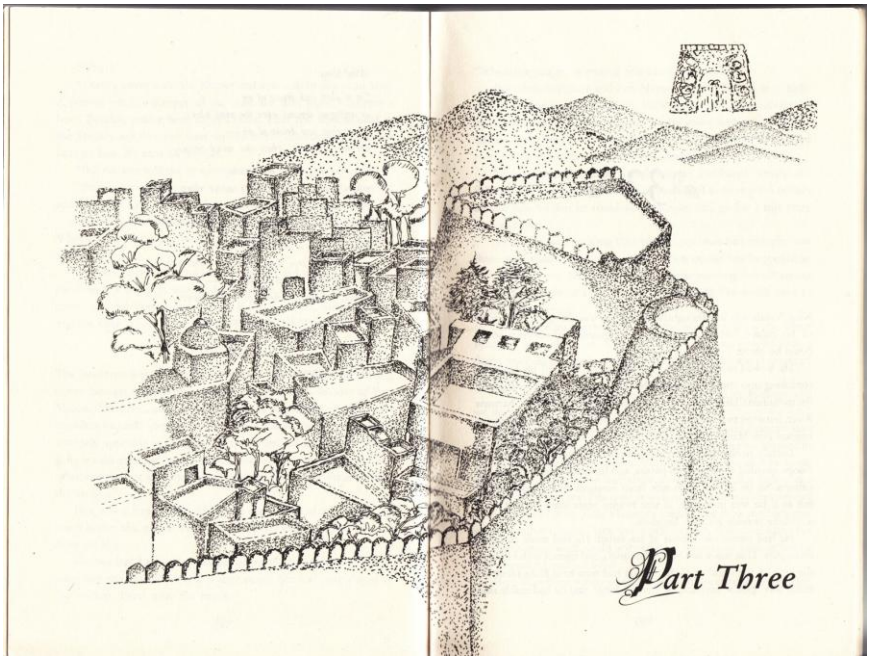
Schlafe ein und träum’ von mir

wie Treibholz träumt, wenn Winde weh'n.
Schlafe ein und träum' von mir –
träume, mein Liebster, wenn Winde weh'n.

Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
wo das Wasser des Leuchtenden Flusses fließt.
Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
am Wasser des Leuchtenden Flusses.

Steh auf und lächle und tanze mit mir,
wie grüne Bäume tanzen, wenn Winde weh'n.
Steh auf und lächle und tanze mit mir –
tanze, mein Liebster, wenn Winde weh'n.

Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
wo das Wasser des Leuchtenden Flusses fließt.
Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
am Wasser des Leuchtenden Flusses.



Teil Drei

Kapitel 32

König Nanda war in nachdenklicher Stimmung. Er saß auf der Terrasse seines Palastes. Alle Wachen und Diener hatte er weggeschickt, weil er allein sein wollte.

Er sah nach Westen und sah die grünen Felder seines Königreichs sich weit in die Ferne erstrecken, bis dahin, wo sie am Fuße des Gebirges endeten. Sein Königreich lag zwischen Bergketten in dem flachen, fruchtbaren Tal des Sarpana-Flusses. Jenseits des Gebirges im Westen regierte Puti Mamsa und jenseits der Bergkette im Osten regierte Bala Raja.

Zum Glück waren beide Gebirgsketten nicht leicht zu übersteigen. König Nandas Soldaten bewachten die Gebirgspässe und er war mit den Bergvölkern befreundet. Bisher war er von einer Invasion verschont geblieben. Allerdings fühlte er sich

manchmal wie in einem Käfig gefangen. Es war schon zwanzig Jahre her, dass er sein Königreich zuletzt verlassen hatte.

Er hatte alte Freunde seines Vaters besucht. Er hatte Bündnisse geschlossen und Geschenke gemacht. Damals waren er und Hiranya, König von Goldland, gute Freunde geworden. Nanda hatte gesehen, dass König Hiranyas Gebiet nicht wie seines geschützt, sondern für Invasionen neidischer Könige offen war. Damals hatte er unbedacht gesagt: „Wenn du jemals in Schwierigkeiten geraten solltest, kannst du dich auf mich verlassen!“

Aber als Bala Raja und Puti Mamsa Hiranya vor acht Monaten angegriffen hatten, hatte Nanda nichts unternommen. Er hatte von dem Angriff überhaupt erst erfahren, als schon alles vorüber war. Auf seine Spione war wenig Verlass. Und selbst wenn er von dem Angriff gewusst hätte – was hätte er tun können? Hätte er gewagt, über die Berge zu steigen und seine Feinde anzugreifen?

Nanda wollte niemanden angreifen. Er hasste Armeen und Kämpfe. Er wollte nur in Frieden gelassen werden und um sich her gute Freunde haben, damit er nachts ruhig schlafen und ab und zu einen Ausflug aus seinem Königreich hinaus machen könnte.

Als ob der Angriff auf König Hiranya nicht schon schlimm genug gewesen wäre! Jetzt gab es Gerüchte über weitere Schwierigkeiten! Etwas hatte sich in Puti Mamsas Stadt ereignet. Nandas Ratgeber trafen sich an diesem Nachmittag mit seinen Spionen, um so viel wie nur irgend möglich herauszubekommen. Er würde an dieser Versammlung teilnehmen müssen.

Und gestern Morgen kamen aus heiterem Himmel die drei Fremden aus dem Westen. Ein Krieger und zwei junge Leute. Sie ritten, so kühn wie es irgend ging, auf dem Kriegselefanten von Puti Mamsa vom Gebirge herunter!

„Wir sind Sohn und Tochter deines Freundes König Hiranya und wir hoffen, wir können bei dir bleiben!“

Naja, natürlich, wenn sie wirklich der Prinz und die Prinzessin waren, war das ja schön und gut. Selbst wenn es

gefährlich für ihn wäre, ihnen Unterschlupf zu gewähren, würde er es tun. Ja, es wäre das Wenigste, das er tun könnte, um das Versprechen einzulösen, das er ihrem Vater gegeben hatte. Aber wie konnten sie denn Prinz und Prinzessin sein? Es dauerte wenigstens zehn Monate, vom Reich König Hiranyas bis zu seinem Reich zu reisen, selbst wenn man die Hauptstraßen der südlichen Route nehmen würde. Und man müsste unbedingt diese Hauptstraßen benutzen, denn wie um alles in der Welt konnte man eine solche Reise ohne Pferde und Provision und Soldaten machen?

Hier waren nun also diese jungen Leute! Sie trugen die einfachsten Kleider und lächelten, als hätten sie einen Picknick-Ausflug gemacht! Sie sagten, sie kämen geradewegs zu Fuß von Osten, mitten durch Puti Mamsas Gebiet, noch dazu in nur acht Monaten! Er schüttelte den Kopf. Bis er wüsste, wer diese drei Menschen wirklich waren, musste er sie Tag und Nacht beobachten lassen.

Er würde ihnen sagen, sie würden wegen ihrer eigenen Sicherheit bewacht. Er würde sagen, sie würden vor den Mördern der beiden bösen Könige beschützt. Aber wer weiß – vielleicht waren sie selbst ja Mörder? Vielleicht war ihr Auftrag, ihn oder seinen Sohn zu töten? Ja, seinen Sohn. Er hatte nur diesen einen Sohn Sthama. Wenn Sthama nicht mehr da wäre, hätte er keinen königlichen Erben! Er musste diese Fremden von seinem Sohn fernhalten!

Sthama ging in diesem Augenblick über den Hof. Er war sechzehn Jahre alt und würde bald die Tochter des Königs von Udyana heiraten. Er war ein hübscher junger Mann, voller Kraft und Selbstvertrauen. Für Bücher und geheiligte Traditionen zeigte er wenig Geduld, dafür liebte er Sport, Großtaten an Kraft und Heldentaten.

Sein furchtsamer und schüchterner Vater tat ihm leid. Sthama war entschlossen, wenn er einmal König wäre, würde er aus dem Käfig ausbrechen, in den das Königreich gesperrt war.

Puti Mamsa und Bala Raja täten gut daran, sich auf einen Kampf mit ihm vorzubereiten!

Und wie aufregend es war, ein Prinz zu sein! In dieser Versammlung am Nachmittag würde er etwas über die Schwierigkeiten erfahren, die es in Puti Mamsas Gebiet gegeben hatte, und vielleicht würde er die Fremden kennen lernen, die vor Kurzem von den Bergen herabgestiegen waren. Es war die Rede davon, dass sie an einem Teil der Versammlung teilnehmen dürften, damit man ihnen über das, was sie auf Puti Mamsas Gebiet gesehen hatten, Fragen stellen könnte. Sthama war neugierig. Er wollte selbst sehen, ob sie wie Wilde aus dem Dschungel aussahen, wie manche behaupteten.

***

Mati lachte entzückt, als eine Dienerin ihr das Haar wusch. Es war zwar noch ziemlich kurz, aber trotzdem war es hoffnungslos staubig geworden und verfilzt, als sie von den Bergen herunter geritten kamen. Wie wunderbar, dass es wieder weich und glänzend, fachkundig geschnitten war und die Zotteln ausgekämmt waren!

Sie hatte in einem luxuriösen, hohen Bett geschlafen. Sie hatte gebadet, sie hatte hartes und weiches, würziges und süßes Essen zu sich genommen. Sie hatte schöne Kleider angezogen. All diese Vergnügungen hatte sie ja so sehr vermisst! Sie wollte nichts weiter tun, als in teure Seide und feine Baumwolle gekleidet im Palast herumzuspazieren.

In diesem Königreich wurden Männer und Frauen noch konsequenter voneinander getrennt als in der Goldstadt, deshalb war Matis Bewegungsfreiheit meist auf die Wohnquartiere der Frauen beschränkt. Man hatte ihr gesagt, dass sie die wichtigsten Plätze der Stadt nur an besonderen Tagen – umringt von Wachen - mit den anderen Frauen besuchen dürfe. Aber es war doch wunderbar, dass sie so faul sein konnte, wie sie wollte! Sicherlich dürfte sie Satya und Jaya besuchen. Das einzige, was ihr zu ihrem

Glück noch fehlte, war ein Regal mit Büchern über Mathematik. Sie musste unbedingt daran denken, darum zu bitten!

Satya war in seinem Zimmer und sah aus dem Fenster. Er und seine Gefährten wurden von König Nanda ganz gewiss sehr gut versorgt. Das Zimmer war geräumig und bequem. Er hatte am Abend zuvor so viele Süßigkeiten gegessen, dass ihm der Magen wehtat.

Vielleicht hatte er deshalb nicht gut geschlafen. Er hatte sich in seinem weichen Bett hin und her gewälzt und war erst eingeschlafen, als er das Bett verlassen und sich auf dem Boden zusammengerollt hatte.

Er hatte an diesem Morgen einen kurzen Spaziergang durch die Stadt gemacht, aber er war viel früher umgekehrt, als er vorgehabt hatte, weil er sich von der Menschenmenge bedrängt fühlte. Abgesehen von dem einen Tag in Puti Mamsas furchtbarer Stadt, war es lange her, dass Satya so viele Menschen um sich herum gehabt hatte, und er war sehr nervös geworden.

Und natürlich waren da noch die Wachen, die überall, wohin der auch ging, um ihn herum waren! Er wusste, dass er König Nanda für seinen Schutz dankbar sein sollte, aber er fand es doch sehr mühsam. Er war weniger ungestört als in Puti Mamsas Stadt. Er hatte dem Führer der Wachen höflich vorgeschlagen, dass, wenn er es wirklich für notwendig hielt, dass Satya beschützt würde, Jaya das aufs Beste erledigen könnte. Jaya war es schließlich gelungen, Satya und Mati sicher mitten durch das Gebiet des Feindes zu bringen, um so leichter könnte er hier für ihre Sicherheit sorgen!

Aber der Kapitän der Wachen sagte, er sei persönlich für die Sicherheit des Erben König Hiranyas verantwortlich, deshalb müsse er darauf bestehen, dass er das auf seine Weise mache. Nun ja, schließlich würde Satya seine Freunde am Nachmittag bei der Versammlung der Ratgeber wiedersehen.

Jaya saß in seinem Zimmer auf einem Stuhl, sah vor sich auf den Boden und fühlte sich bedrückt. Nachdem er so viele Monate für Satya und Mati gesorgt hatte, konnte er es nicht

ertragen, dass er nicht mit ihnen zusammen sein durfte. Man sagte ihm, sie alle würden mit äußerster Fürsorglichkeit gehütet. Das stimmte zweifellos, aber Jaya war auch klar, dass man ihnen misstraute. Sie wurden bewacht, damit sie keinen Schaden anrichten würden.

Aber wie könnten sie beweisen, dass sie die waren, die zu sein sie behaupteten? All ihr Schmuck, ihre Kleider – sogar Waffen – waren während der Reise durch anderes ersetzt worden. In der Stadt gab es niemanden, den sie kannten. König Nanda hatte König Hiranyas Reich vor der Geburt des Prinzen und der Prinzessin besucht und Jaya war zu dieser Zeit noch ein Kind gewesen. Er musste sich eine Möglichkeit ausdenken zu beweisen, dass sie die waren, die zu sein sie behaupteten! Das war seine Aufgabe. Er seufzte und dachte noch intensiver nach.

Kapitel 33

König Nanda bekam Kopfschmerzen. Seine Ratgeber sprachen alle auf einmal. Seit zwei Stunden hatte die Versammlung die Berichte der Spione angehört: Spione, die in Puti Mamsas Stadt waren, Spione, die in den Dörfern außerhalb der Stadt waren, und Spione, die mit den Bergvölkern befreundet waren. Jetzt versuchten die Ratgeber, aus all diesen einander widersprechenden Auskünften einen Sinn herauszufinden.

„Bringt die Fremden herein!“ sagte einer der Ratgeber. „Wie wollen von allen hören, die in Puti Mamsas Gebiet waren. Dann können wir die Angelegenheit besser beurteilen und darüber sprechen.“

„Beurteilen?“ fragte ein anderer Ratgeber. „Woher sollen wir wissen, ob diese Fremden nicht von Puti Mamsa kommen?“

„Was befürchtest du denn?“ fragte ein anderer. „Wenn sie lügen, sind wir schon klug genug, das herauszufinden!“

Als die Fremden den Raum betraten, herrschte vollkommenes Schweigen. Alle betrachteten sie sehr genau.

Nanda musste zugeben, dass sie jetzt sehr viel besser aussahen als gestern, als sie angekommen waren. Sie waren sauber und trugen ordentliche Kleider. Sie gingen voller Würde, wussten, wann sie sich zu verbeugen und wann sie zu sprechen hatten, und ihre Aussprache war so, wie man es von Menschen erwartete, die behaupteten, aus den westlichen Regionen zu kommen.

Der große, hübsche Mann sah es offenbar als seine Pflicht an, die beiden Jüngeren zu beschützen. Klar war auch, dass er sie als Menschen betrachtete, die im Rang über ihm standen. Der junge Mann war schlank und von durchschnittlicher Größe für sein Alter. Er schien sehr stark und körperlich in guter Form zu sein. Die junge Frau war groß und sah bemerkenswert gut aus.

Die jungen Leute sprachen wenig. Wenn sie sprachen, wendeten sie die Augen nicht von dem Angesprochenen ab. Der junge Mann, der gesagt hatte, er sei ein Prinz, hielt eine kurze Dankesrede an den König. Er dankte für die Freundlichkeit, die er ihnen erwies.

Nanda wand sich ein wenig vor Verlegenheit, wenn er seine Blicke über die Wachen gleiten ließ, deren Pflicht es war, die drei zu bewachen und ihm über alle ihre Bewegungen Bericht zu erstatten. Er stand auf und begrüßte die Reisenden in aller Form. Er sagte, dass es ihm sehr leid tue, dass das Goldland erobert worden war, und drückte die Hoffnung aus, dass sie schon bald den König und die Königin heil und gesund finden würden. Als sein Sohn Sthama den Raum betrat, musste Nanda ihn vorstellen, aber er sorgte dafür, dass Sthama den Fremden nicht zu nahe kam.

Als die Formalitäten vorüber waren, fingen die Ratgeber an, Fragen zu stellen. Nanda bemerkte, dass sie dabei sehr höflich waren. Offenbar machten die Fremden einen guten Eindruck auf sie.

„Prinz, ist es wahr, dass ihr die Hauptstadt betreten habt?“

„Ja, Ratgeber.“

Und so weiter. Falls sie wirklich die Wahrheit sagten, war alles sehr ungewöhnlich. Sie hatten vermutlich das Zentrum

seines Reiches betreten, aber dennoch hatte Puti Mamsa offenbar nichts getan, um sie zu fassen zu bekommen. War das zu glauben?

Einer der Ratgeber bat sie, die Anlage von Puti Mamsas Stadt zu beschreiben und die Anzahl der Soldaten zu nennen, die an diesem und jenem Ort stationiert sind. Sowohl der großgewachsene als auch der jüngere Mann wandten sich der jungen Frau zu. Sie schienen zu denken, dass es ihre Aufgabe sei, darüber zu berichten. Und das tat sie! Die Ratgeber konnten kaum ihre Kinne festhalten, weil ihre Münder vor Staunen fast bis auf den Boden aufklappten. Diese Frau senkte nicht den Blick, wie es Brauch war. Sie sah den Ratgebern gerade in die Augen, als sie genau berichtete. Sie nannte die Zahl von dieser und jener Art Soldaten und bat um die Erlaubnis, eine Zeichnung anzufertigen. Das Material wurde herbeigebracht und sie zeichnete eine bemerkenswerte Karte. Sie zeigte gewisse Einzelheiten, über die keiner der Spione berichtet hatte.

Weitere Fragen wurden gestellt. Dabei kam ans Tageslicht, dass die Fremden gerade zur Zeit von Puti Mamsas berüchtigtem Vollmond-Opfer in die Stadt gekommen waren. Sie beschrieben es genau. Sie konnten nicht verhindern, dass sich in ihren Worten Abscheu ausdrückte. Wenn das Puti Mamsas Spione waren, dann waren sie jedenfalls gute Schauspieler!

„Prinz, wir haben widersprüchliche Berichte über die Störungen. Einige Männer berichten, dass Sadhus etwas mit dem Abbruch des Opfers zu tun hatten. Aber die Bergbewohner, die unsere Freunde sind und die gewöhnlich die Wahrheit sagen, behaupten, dass sie im Zentrum der Ereignisse gestanden hätten.“ Diese Frage kam vom Ersten Minister.

Der junge Mann erwiderte ohne Zögern: „Beide Berichte sind wahr. Die Sadhus waren verkleidete Krieger des Bergvolkes.“

„Und ist es denn wahr, Prinz, dass die Tochter des Häuptlings mit zu den Opfern gehörte?“

„Es ist wahr.“

„Hast du die Tochter gesehen, Prinz?“

„Ich habe die Prinzessin gesehen, Ratgeber, und ich habe mit ihr gesprochen."

Ein Murmeln erhob sich unter den Ratgebern. Diese Fremden waren wirklich bemerkenswert. Wer sollte ihnen nicht glauben?

Dann erhob sich ein anderer Ratgeber: „Prinz, wie du weißt, ist Puti Mamsa seit langem unser Feind. Es fällt uns schwer, ihn zu bemitleiden, wenn er einen Schicksalsschlag erleidet. Aber wir sind trotzdem beunruhigt, wenn es im Nachbar-Königreich Unruhen gibt. Wer weiß, ob nicht dieselben Leute, die ihm Schwierigkeiten machen, auch zu uns kommen und uns Schwierigkeiten machen?"

Der Ratgeber machte eine Pause. Er wägte seine Worte vorsichtig ab. „In einem solchen Fall, verbreiten sich schnell Gerüchte. Legenden, Mythen und Unwahrheiten gehen als Wahrheiten durch. Aus diesem Grund sind uns deine Worte und die Worte deiner Gefährten von großem Wert. Deshalb bitte ich dich, uns eine Sache zu erklären."

Der großgewachsene Fremde, der sich Jaya Prabhasa nannte, sah den Ratgeber scharf an.

Dieser fuhr fort: „Es gibt Gerüchte über Personen, die den Sadhus halfen. Es gibt leider keine verlässlichen Einzelheiten, aber dafür gibt es viele Geschichten! Eine Geschichte erzählt von einem Jungen, der überall auf einmal sein kann. Er ist hier und plötzlich ist er dort und niemand kann ihn festhalten. Eine Geschichte erzählt von einer Hexe, die aus der Entfernung Feuer anzünden kann. Sie spricht einen Zauberspruch, diese Hexe. Einige sagen, sie brannte die hunderttauschen Zeichen nieder."

Der junge Mann lachte. „Eine Hexe?"

„Ja, Prinz!"

„Ich kann euch versichern, dass ich keine Hexe gesehen habe."

„Wirklich, Prinz! Und wie sind die hunderttausend Zeichen in Brand gesetzt worden?"

„Ich habe nicht gesehen, wie sie in Brand gesetzt wurden, ich sah nur, dass sie brannten. Der Häuptling sagte uns, dass das seine Männer gemacht hätten. Die Brandstiftung gehörte zu ihrem Plan."

„Und der Junge mit der außerordentlichen Fähigkeit, der Junge, der überall auf einmal ist? Ist das auch eine Lüge, Prinz?"

Der junge Mann schwieg. Er sah vor sich hin. Er sagte kein Wort. Als das Schweigen ungemütlich wurde, schaltete sich der großgewachsene Mann in das Gespräch ein. „Verzeiht mir, dass ich unterbreche, Ratgeber. Aber ich glaube, dass der Prinz findet, es sei unter seiner Würde, darüber etwas zu sagen. Magische Jungen, die nach Belieben auftauchen und verschwinden, sind Themen für Kinder und Geschichtenerzähler. Was haben sie mit uns zu tun?"

Der Ratgeber und der großgewachsene Mann sahen einander an. Sie runzelten beide die Stirn. Der junge Mann blieb weiterhin schweigsam und die junge Frau sah sich die Karte, die sie gezeichnet hatte, genau an. Es war ein heikler Augenblick.

Schließlich brach der Erste Minister das Schweigen. „Eure Aufgabe, meine Freunde, ist es wirklich nicht, über Magie zu sprechen, sondern die Wahrheit aufzudecken. Die Wahrheit liegt oft an Orten, wo man sie nicht erwartet, und ich bin sicher, dass wir, wenn wir mit Achtung miteinander umgehen, mit der Zeit diese Orte finden werden. Inzwischen möchte ich unseren Gästen, dem Prinzen und der Prinzessin von Goldland und ihrem guten Helfer, dem edlen Jaya Prabhasa, dafür danken, dass sie uns heute mit ihrer Anwesenheit beehrt haben. Ich bin sicher, sie haben noch viel zu erledigen und haben nicht Zeit, den ganzen Tag mit uns zu sprechen. Lasst mich ihnen unsere tiefe Dankbarkeit für ihre Hilfe ausdrücken und im Namen Ihrer Majestät möchte ich ihnen versichern, dass sie in unserer Stadt willkommen sind!"

Als die drei Fremden den Raum verlassen hatten, brach ein heftiger Streit aus. Einige dankten dem Ratgeber, der die Fremden über die zauberischen Helfer befragt hatte. Schließlich war deutlich geworden, dass der junge Mann, von dem man annahm,

er sei ein Prinz, etwas verbarg. Da war etwas Schlimmes im Gange! Andere ärgerten sich, dass die Fremden gezwungen worden waren, diese Fragen zu beantworten. Als ob die königliche Familie des guten Königs Hiranya irgendetwas mit bösen Zauberern zu tun haben könnte!

„Es ist schon schlimm genug, dass wir König Hiranya nicht helfen konnten, sein Königreich zu behalten, und jetzt begegnen wir seinen Kindern, als wären sie Dämonen und Hexen! Welch eine Schande!“

Schließlich sprach der König: „Aber, meine Herren, es geht nicht darum, die königliche Familie König Hiranyas der Hexerei anzuklagen. Es geht darum herauszufinden, ob diese Menschen wirklich zur königlichen Familie gehören. Wenn wir erst einmal sicher sind, dass sie das tun, dann werden wir sie auf keine Weise anklagen!“

Im Raum war es still, denn alle machten sich über die Worte des Königs Gedanken. Dann stand zu aller Überraschung Sthama auf und sagte: „Vater! Freunde! Herauszufinden, wer diese Menschen sind, ist so leicht wie Süßigkeiten essen!“

„Was schlägst du also vor, mein Sohn?“ fragte der König. Er hatte das unangenehme Gefühl, dass sein Sohn etwas nennen würde, das mit Sport oder militärischen Heldentaten zu tun haben würde.

„Der großgewachsene Mann behauptet, Jaya Prabhasa zu sein. Vielleicht haben ja einige von euch den Namen noch nie gehört, aber ich kann euch sagen, dass wir, die wir die Taten der Helden verfolgen, diesen Namen gut kennen. Jaya Prabhasa ist der berühmteste Krieger in König Hiranyas Reich. Er ist besonders für seine Geschicklichkeit im Umgang mit dem Bogen berühmt. Einige sagen, es habe seit dem großen Arjuna keinen wie ihn gegeben. Sie sagen, keiner kann ihm das Wasser reichen. Was könnte einfacher sein, als diesen Mann auf die Probe zu stellen? Wir veranstalten einen Wettkampf der Bogenschützen und wir laden ihn ein, daran teilzunehmen. Dann werden wir ja sehen!“

Kapitel 34

Sthama wurde zum ersten Mal erlaubt, am Wettkampf der Männer teilzunehmen. Davor hatte er immer an den Jugend-Wettkämpfen teilnehmen müssen. Zwar gewann er dabei viele Preise, aber es fiel ihm doch schwer, darauf stolz zu sein. Er hatte sich wie ein Junge gefühlt, solange er mit Jungen wetteifern musste.

Heute war das etwas anderes! Heute durfte er am Wettkampf im Bogenschießen der erwachsenen Männer teilnehmen! Er wünschte stärker, als er je irgendetwas gewünscht hatte, er werde gewinnen! Er wollte nicht nur vor den königlichen Familien und Helden, die dort versammelt waren, etwas leisten. Er wollte auch nicht nur vor der Frau, die er heiraten sollte, vor der Prinzessin aus Udyana, etwas leisten. Er hatte noch eine andere im Sinn.

Seine Blicke suchten sie in der Menge. Sie war interessanter als die Frauen, denen er am Hof begegnet war, auch als die Prinzessin von Udyana. So kühn, so intelligent! Eine Frau, die ihre Zeit nicht mit Kichern und Seitenblicken verschwendete. Eine Frau, die sich überhaupt nichts aus ihrer Schönheit zu machen schien. Sie musste ja die Prinzessin von Goldland sein! Nur eine Prinzessin, die in Wohlstand und Macht geboren war, könnte so selbstbewusst und kühn sein.

Sie hatte den Ersten Minister in der Ratsversammlung zweimal verbessert, als er die Tatsachen über Puti Mamsas Stadt falsch dargestellt hatte. In einem Punkt hatte sie sogar den König verbessert! Aber wenn sie wirklich die Prinzessin war, dann musste der großgewachsene Fremde, der mit ihr gekommen war, Jaya Prabhasa sein. Wenn er es war, dann hatte weder Sthama noch irgendein anderer eine Chance im Wettkampf!

Nun ja, ganz gleich, wie der Wettkampf ausgehen würde, in jedem Fall hätte Sthama seine Weisheit bewiesen und die Menschen würden zugeben, dass er eines Tages ein ebenso guter

König wie sein Vater sein werde. Es war öffentlich angekündigt worden, dass die Spiele seine Idee waren. Inzwischen wussten die meisten Einwohner und sogar die Besucher aus der Ferne, dass Sthama diesen Plan erdacht hatte, um die Fremden auf die Probe zu stellen.

Der Wettkampf im Bogenschießen dauerte jetzt schon fünf Stunden. Nachdem alle Anfänger danebengeschossen hatten und darum das Feld verlassen mussten, wurden die verbliebenen Männer aufgefordert, einen Bambusstecken zu treffen, der in einer Entfernung von hundert Metern aufgestellt worden war. Dreißig Männer versuchten es und vieren gelang es. Zu ihnen gehörten auch Sthama, der Fremde, der behauptete Jaya Prabhasa zu sein, ein Krieger aus einem kleinen Königreich im Norden und Prinz Ghata Kara aus Udyana, der schon bald Sthamas Schwager sein würde.

***

Ghata Kara lächelte nie. Er war kein Mensch, den irgendjemand gerne zum Schwager gehabt hätte. Sein Name bedeutete ‚der Töter' und er war dadurch berühmt, dass er viele Feinde mit seinen Pfeilen durchbohrt hatte.

Inzwischen war der Abstand auf vierhundert Meter erhöht worden. Sthamas Blicke schweiften über die Menge. Da war sie! Die Prinzessin des Goldlandes saß bei den anderen Frauen des Hofes. Lächelte sie? Galt das Lächeln ihm? Sein Herz schlug höher. Er war entschlossen, besser zu schießen, als er je in seinem Leben geschossen hatte.

Die Beamten steckten den Bambusstecken in die Erde. Das würde ein schwieriger Schuss! Kein Laut kam aus der Menge. Der Krieger aus dem Königreich im Norden zielte taper, aber sein Pfeil flog nicht weit genug. Prinz Ghata Kara verbrachte einige Minuten damit, finster zu blicken und sich vorzubereiten. Er beobachtete einen Schwarm Krähen über sich, wie sie mit dem Wind flogen. Dann blickte er noch finsterer und löste den Schuss. Sein Pfeil

streifte den Bambus mit seinen Federn, aber er drang nicht in das Ziel ein.

Ghata Kara sah sich im Feld und auf den Rängen um, als ob er nach jemandem Ausschau hielte, der womöglich über sein Ungeschick lächelte. Aber niemand hätte zu lächeln gewagt, denn er wurde allgemein gefürchtet. Schließlich verließ er finster blickend und mit einem Dolch spielend das Feld.

Sthama trat auf. Auch er hatte wie Ghata Kara die Krähen beobachtet und er wusste, wie der Wind seinen Pfeil lenken würde. Er hatte über die Luftfeuchtigkeit nachgedacht und darüber, wie sie die Bewegung seines Bogens beeinflussen würde. Dann spannte er den Bogen bedachtsam, zielte und schickte seinen Pfeil los, indem er ein Gebet sprach. Der Bambusstecken bewegte sich. Die Menge, die nahe am Bambus saß, sah, wie der Pfeil fest darin steckte. Sie stand auf und pries ihn laut.

Sthama richtete sich auf. Er sah, dass die Prinzessin aus Goldland bei den Übrigen stand. Heute war er ein Mann unter Männern! Heute würde er gar nichts versäumen, nicht einmal diese Frau! Er selbst war Kama, der göttliche Bogenschütze, der den Liebespfeil in das Herz der überraschten Menge schoss!

Jetzt trat der großgewachsene Fremde auf den Plan. Er verneigte sich vor Sthama. Dann wandte er sich zu den Rängen und verneigte sich vor König Nanda und der Königin. Dann verbeugte er sich vor seinem jungen Gefährten, dem Burschen, der behauptete Prinz Satya zu sein und der allein am Rande des Feldes stand.

Schließlich verbeugte er sich tief und lange vor der Prinzessin aus Goldland.

Dann spannte er mit einer einzigen flüssigen Bewegung seinen Bogen und schoss. Der Bambus bewegte sich nicht! Die Menge seufzte vor Enttäuschung. Sthamas Herz machte einen Sprung. Der Mann hatte fehlgeschossen!

Aber ein Beamter rannte zum Bambusstecken. Er sah ihn genau an. Er hob die Arme und zeigte damit einen Treffer an. Der

Pfeil war so glatt durch den Bambus gegangen, dass der nicht einmal gezuckt hatte. Sthama schluckte schwer.

König Nanda ließ den Bambus in einer Entfernung von tausend Metern aufstellen. Sthama schüttelte den Kopf. Sein Vater hatte Sport niemals gemocht und hier lieferte er den Beweis dafür! Statt eine vernünftige Aufgabe zu stellen, verlangte der König einen Schuss, den vermutlich niemand auf der Erde leisten könnte. Offenbar wollte er nur, dass der Wettkampf zu Ende war, damit alle mit dem Festmahl beginnen könnten. Wie entmutigend!

Nicht einmal mit seinen jungen, scharfsichtigen Augen konnte Sthama den Bambus in der Ferne ausmachen. Der geringste Windhauch würde genügen, um den Pfeil von seinem Kurs abzubringen. Nun ja, er und sein Gefährte hatten keine andere Wahl, als die Runde mit Würde zu Ende zu bringen. Zweifellos würden sie nur die Luft treffen!

Jedem wurden drei Schüsse gewährt. Sthama war als erster an der Reihe und gab sich große Mühe. Er ließ sich Zeit. Er machte keinen Fehler. Er schickte jeden Pfeil mit seinem eigenen , kurzen, nur hierfür entworfenen Gebet auf die Reise. Aber, wie er erwartet hatte, traf keiner der drei Pfeile auch nur in die Nähe des Bambus. Er bemühte sich, nicht enttäuscht zu sein. Er hielt den Kopf hoch und benahm sich, wie ein Mann sich benehmen muss. Gleich war ihm klar, dass sein Konkurrent ebenso enttäuscht werden würde.

Der großgewachsene Mann verneigte sich wie zuvor. Dann legte er sich zurück, spannte den starken Bogen, den er sich hatte geben lassen, und zielte mit seinem Pfeil in den Himmel, als ob er versuchte, den König der Schwäne herunterzuschießen oder Surya, die Große Sonne selbst. Dann verbeugte sich der Mann noch einmal vor seinen Gastgebern und seinen Freunden, spannte die Sehne vom Bogen ab und ging still vom Feld.

Die Menge murmelte. Sie wurde unruhig. Was war das? Was dachte sich der Mann? Dann erscholl, eben als der Mann den Rand des Feldes erreicht hatte, ein Schrei aus der Menge, die dem

Bambus am nächsten war. Der Pfeil war direkt auf die Spitze des Bambus herabgekommen, hatte den Stecken von oben bis unten gespalten und sich in die Erde gebohrt. Als die Menge vor Staunen aufstand, wandte sich Sthama zu Jaya Prabhasa und verneigte sich vor ihm, dem Siegeslicht, dem Helden aus Goldland.

***

Viele hielten Reden. König Nanda sagte viel Gutes über die Familie König Hiranyas. Er lobte Jaya dafür, dass er den Prinzen und die Prinzessin beschützt und für sie gesorgt hatte.

Prinz Satya ging zu Sthama und gratulierte ihm zu seinem guten Schießen. Sthama fand, dass Satya ein netter Junge sei, aber viel zu jung und unreif, um sein Freund zu sein. Er entschuldigte sich bei ihm und ließ ihn stehen, um Jaya zu suchen. Dieser Mann wäre ein Gefährte, der seiner wert wäre!

Plötzlich hatte er einen Einfall. Warum sollte er den Helden nicht zur Jagd einladen? Zurzeit war Jaya von Kriegern und Edelleuten umringt, die alle viel tranken und laut sprachen, deshalb beschloss Sthama, abzuwarten und am folgenden Tag mit ihm zu sprechen. Als er nach den Ereignissen des Tages zum Palast zurückging, war er sehr aufgeregt. Er würde mit einem Helden auf die Jagd gehen!

Und dann die Prinzessin! Sthama versuchte in seiner Vorstellung ihr Bild durch das der Prinzessin von Udyana zu ersetzen, aber es gelang ihm nicht. Prinzessin Mati, die Kühne. Prinzessin Mati mit dem ernsten Blick und dem seltenen Lächeln. Er würde für sie etwas Besonderes leisten! Er könnte Kämpfe für sie gewinnen, wilde Tiere für sie jagen. Vielleicht könnte er sogar ein Gedicht für sie schreiben?

Kapitel 35

Sthama ging mit Jaya am Fluss spazieren und lud den berühmten Bogenschützen zur Jagd ein. Jaya lehnte ab. Sthama war enttäuscht.

„Aber warum willst du nicht?“ fragte er.

„Prinz, ich fühle mich geehrt, dass du meinst, ich sei deiner Einladung würdig, aber ich bin jetzt aus dem Wald heraus und muss nicht mehr jagen, um Essen zu beschaffen. Deshalb möchte ich nicht auf die Jagd gehen.“

„Aber für Könige und Hochgeborene ist Jagen ein Sport. Sie jagen nicht, weil sie etwas zum Essen brauchen.“

„So ist es, Prinz!“

„Ich verstehe nicht.“

„Prinz, hast du jemals die Geschichte von Dukkha Shara gehört?“

„Nein.“

„Würdest du sie gerne hören?“

„Aber sicher!“

„Vor sehr langer Zeit war einmal ein König. Er hieß Maha Bhoga und regierte in Udara Pura. Nach einiger Zeit gebar ihm seine Frau einen Jungen. Er wurde mit einem kleinen, scharfen Pfeil in der Hand geboren. Weil der Pfeil der Mutter bei der Geburt Schmerzen verursacht hatte, wurde er Dukkha Shara, Pfeil des Schmerzes, genannt.

Kurz nach seiner Geburt wurden alle Zeichenkundigen versammelt, um seine Zukunft vorherzusagen. Einige sahen nachts in den Sternenhimmel und einige sahen sich die Male auf dem Körper des Jungen an. Alle untersuchten den Pfeil, mit dem er geboren worden war. Nachdem sie lange darüber gesprochen hatten, kamen sie überein, dass er der größte Bogenschütze der Welt werden würde.

Der Vater des Jungen war überglücklich. Welcher König wäre schließlich nicht glücklich, einen Sohn zu haben, der zum Helden bestimmt war?

Deshalb suchte der König in der ganzen Welt nach einem Lehrmeister im Bogenschießen, der würdig wäre, seinen Sohn zu

unterrichten. Schließlich bekam er von seinen Boten die Nachricht, dass sie den besten Lehrmeister im Bogenschießen der Welt gefunden hätten.

Der Lehrmeister wohnte weit im Nordwesten, in einem Land, in dem die Menschen in Zelten leben und äußerst geschickte Reiter sind. Dieser Mann konnte mit Langbogen und Armbrüsten schießen. Er konnte mit Bogen aus Holz, mit Bogen aus Metall und mit Bogen aus Horn schießen. Er konnte im Sitzen, im Stehen und im Liegen schießen. Er konnte schießen, wenn er auf einem Pferd ritt und wenn er in einem Wagen fuhr. Er war ein so guter Lehrmeister, dass er seinem Schüler durch die Bewegung des kleinen Fingers mehr beibringen konnte, als ein gewöhnlicher Lehrmeister ihm dadurch beibringen konnte, dass er Tag und Nacht redete.

Er wurde nach Udara Pura gebracht und gebeten, sofort anzufangen. Der Junge war erst ein Jahr alt.

Der Lehrmeister gab dem Jungen einen kleinen Bogen aus Bronze. Er klebte ein Korn gekochten Reis an die Wand, stellte das Kind einen Fuß davon entfernt auf und sagte ihm, es solle das Reiskorn mit seinem Pfeil treffen. Am Ende des Tages gelang es dem Jungen.

Von diesem Tag an vergrößerte der Lehrmeister den Abstand zwischen dem Reiskorn und dem Jungen jeden Tag um einen Fuß. Jeden Monat gab er dem Jungen einen stärkeren Bogen. An dem Tag, als Dukkha Shara sechzehn Jahre alt wurde, verbeugte sich sein Lehrmeister vor ihm und sagte: ‚Mehr kann ich dir nicht beibringen. Ich muss jetzt gehen. Du kannst jetzt ein Korn gekochten Reis im Sitzen, Stehen, Liegen und in Bewegung aus der Entfernung von einer Meile treffen. Wenn du weiterhin übst, wirst du eines Tages der beste Bogenschütze der Welt sein. Erinnere dich an meinen Unterricht: Ziele gut, schieße, sobald du dazu bereit bist, und wenn du auf etwas schießt, das Augen hat, dann sieh ihm nicht hinein.‘

Von diesem Tage an hatte Dukkha Shara keinen Lehrmeister mehr und musste alleine üben. Da fühlte er sich

einsam. Also ging er zu seinem Vater und sagte: ‚Vater, ich bin einsam, wenn ich so alleine schieße. Wie wäre es, wenn ich in die königliche Armee einträte?‘

‚Sehr gut, mein Sohn‘, sagte der König und der junge Mann trat in die königliche Armee ein.

Bald führte die Armee die Grenzen auf und ab Gefechte und siegte über alle ihre Gegner. Dukkha Shara stand mit einem riesigen Metallbogen an einer Trommel vor der Armee seines Vaters und verschickte Pfeile nach vorne und nach rechts und links. Nach der ersten Minute waren die besten Krieger durch seine Pfeile getötet worden. Nach der zweiten Minute alle zweitbesten Krieger des Feindes. Und so ging es weiter. Keine einzige Armee weigerte sich am Ende, sich zu ergeben.

Als Dukkha Shara achtzehn Jahre alt war und die Armee seines Vaters auch den letzten Feind besiegt hatte, sagte der junge Mann zu seinem Vater: ‚Vater, in diesem Teil der Welt bin ich der beste Bogenschütze. Aber es gibt noch viele ferne Länder. Mein Lehrmeister war aus einem Land, das weit im Nordwesten liegt. Vielleicht lebt ja in einem dieser Länder ein noch besserer Bogenschütze als ich einer bin?‘

‚Es ist gut, wenn man der Beste ist‘, sagte sein Vater. ‚Aber es ist auch akzeptabel, der Zweitbeste zu sein.‘

‚Nein!‘, schrie Dukkha Shara und rannte in den Wald, um dort zu weinen und sich zu bemitleiden. Als er am Fluss saß, sah er dort eine Hirschkuh mit zwei Kitzen grasen. Er zog einen langen Eisenpfeil heraus, legte ihn auf die Sehne seines Bogens und bereitete den Schuss vor.

Gerade in dem Augenblick wandte die Hirschkuh Dukkha Shara den Kopf zu und er sah ihr in die Augen.

Niemand weiß, warum er das tat. Sein Lehrmeister hatte ihm ja deutlich gesagt, er solle es nicht tun. War es vielleicht ein Zufall? Jedenfalls sah er ihr in die Augen und er sah dort ein Licht glühen.

Er hielt inne.

‚Was ist das für ein Licht, das da in den Augen glüht?‘ fragte er sich laut.

Und die Hirschkuh antwortete: ‚Es ist Leben.‘

‚Leben?‘, schrie Dukkha Shara. ‚Dann habe ich also das Lebendige erschossen?‘ Und er fiel bewusstlos zu Boden.

Als er wieder zu Bewusstsein kam, war es Nacht geworden. Der Mond schien nicht, also musste er im Licht von Millionen von Sternen zum Palast zurückgehen.

Als er nach Hause kam, ging er gleich zu seinem Vater und sagte zu ihm: ‚Warum hast du mir nicht gesagt, dass ich das Lebendige erschossen habe? Warum hat es mir mein Lehrmeister nicht gesagt? Heute schwöre ich beim Licht in den Augen aller lebendigen Kreaturen, dass ich nie wieder töten werde!‘

In diesem Augenblick kam eine Stimme vom Himmel, die noch in weit entfernten Königreichen zu hören war.

Ein guter Bogenschütze versteht nicht nur, den Pfeil abzuschießen, sondern auch, ihn herauszuziehen. An diesem Tag zog Dukkha Shara den Pfeil des Schmerzes aus allen Lebewesen heraus und an eben diesem Tag wurde er zum größten Bogenschützen der Welt.“

***

„Prinz“, sagte Jaya, als er seine Geschichte beendet hatte, „unsere Reisen verändern uns. Als ich aus Goldland aufbrach, war ich *eine* Art Krieger, jetzt bin ich eine andere Art Krieger. Ich vermute, du wirst darüber nachdenken.“

Sie gingen am Fluss zurück.

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte Sthama: „Freund, ich muss noch über etwas anderes mit dir sprechen.“

„Ja, Prinz?“

„Es hat etwas mit dem Herzen zu tun.“

„Mit dem Herzen?“

„Ich soll bald die Prinzessin von Udyana heiraten.“

„Ich wünsche euch beiden viel Glück, Prinz!“

„Es gibt da eine Schwierigkeit.“

„Eine Schwierigkeit?“

„Eine andere hat mein Herz gestohlen.“

„Aber hast du dein Herz nicht der Prinzessin von Udyana versprochen?“

„Oh Jaya, tu doch nicht so, als ob du nicht verstehst! Dir ist doch sicherlich auch schon dann und wann dein Herz von einer Herzdiebin gestohlen worden?“

Jaya antwortete nicht, dann sagte er: „Darf ich dich fragen, wer deine Herzdiebin ist?“

„Natürlich die Prinzessin!“

„Die Prinzessin?“

„Prinzessin Mati!“

Jaya blieb wie vom Donner gerührt stehen. „Prinzessin Mati ist deine Herzdiebin?“

„Natürlich! Wie könnte ihr irgendjemand widerstehen? Hast du sie jemals lächeln sehen?“

Jaya antwortete wieder nicht.

„Hast du jemals gesehen, wie sie die Brauen zusammenzieht?“

Jaya sagte noch immer nichts.

„Hast du je gehört, wie sie Leute verbessert, wenn sie einen Fehler gemacht haben? Gib zu, Jaya, sie ist die gescheiteste, kühnste, schönste Frau auf der Welt!“

Jaya wurde heiß. „Prinz, wenn du dein Wort der Prinzessin von Udyana gegenüber brechen würdest, dann wäre das eine äußerst ernste Angelegenheit. Sie wäre nicht glücklich. Ihr Vater wäre nicht glücklich. Ihr Bruder, der Töter, wäre nicht glücklich! Anstatt einen Verbündeten und eine große Mitgift zu bekommen, würde dein Vater sich nur Hass und Feindschaft zuziehen!“

„Mit dem Verstand verstehe ich dich, Jaya, aber nicht mit dem Herzen! Willst du mit der Prinzessin sprechen und sie drängen, meine Liebe zu erwidern?“

„Unmöglich! Das ist unmöglich, Prinz, es wäre unanständig von mir! Du darfst Prinzessin Mati nichts davon sagen!“

„Diese Warnung kommt zu spät, mein Freund“, rief Sthama lachend. „Ich habe schon einen Boten mit dem großartigsten meiner Liebesgedichte zu ihr geschickt. Ich habe zwar nicht mit meinem Namen unterschreiben, aber sie ist so gescheit, dass sie schnell herausfindet, wer es ihr geschickt hat. Es ist in Sanskrit und es war so schwierig, dass ich die ganze Nacht aufbleiben musste, um es zu schreiben. Ich bin nun wirklich müde und gehe nach Hause schlafen. Ich bin sicher, ich werde von ihr träumen!“

Noch bevor Jaya irgendetwas darauf antworten konnte, drehte sich Sthama um und ging zum Palast.

***

In einem Zimmer hoch oben im Quartier der Frauen ging Mati auf und ab. Es hatte ihr Spaß gemacht, den Bogenschützen-Wettkampf mit anzusehen, aber sie ärgerte sich, dass man ihr nicht erlaubt hatte, an der anschließenden Feier teilzunehmen. Sie hatte mit den anderen Damen vom Hof einen langweiligen Lotosteich besuchen müssen. Diese Frauen waren ja sehr nett, aber sie hatten nichts gelernt, als flirten und Männern zu gefallen. Als sie ihre albernen Wasserspiele spielten, redeten sie einzig und allein darüber, welcher Mann bei dem Wettkampf am besten ausgesehen habe.

Mati war sehr unruhig. Es war ihr schwergefallen, das zu erkennen. Das Essen, die Kleidung – zuerst hatte sie alles so großartig gefunden. Aber heute musste sie sich eingestehen: Sie fühlte sich eingesperrt.

Letzte Nacht hatte sie geträumt, sie gehe durch den Wald. Tiere bewegten sich in den Schatten in der Nähe, ihr wurde warm ums Herz und die blühenden Bäume sangen Liebeslieder. Aber dann war sie in den Palast und in ihr langweiliges Leben hinein - ein Leben wie in einem Käfig – aufgewacht.

Mati lief durch ihr Zimmer und hätte vor Langerweile am liebsten geschrien. Da sah sie, wie sich eine Dienerin, die etwas in

der Hand hielt, ihrem Zimmer näherte. Die Frau verneigte sich. Sie hielt ein gefaltetes Palmblatt in der Hand, das mit Wachs versiegelt war. Es war ein Brief! Mati griff ohne weitere Umstände danach. Sie entließ die Dienerin und erbrach gleich das Siegel. Und da las sie das Folgende:

Grausame Prinzessin Mati, die Herzdiebin

(Ein Gedicht in Sanskrit von einem unbekannten Bewunderer)

Jeder Held, der dich ansieht, o göttliche Herzdiebin, Tochter der Gottheit, wird trunken von Liebe wie Bienen, die ganz benommen umherirren, weil sie zu viel Nektar aus den großen Blumen des Waldes der Vielen Vielen Bäume oder vielleicht auch eines anderen Waldes getrunken haben.

Deine Zähne sind wie Perlen, die starke, tapfere Taucher aus dem Meer geholt haben. Sie haben sie an die Wasseroberfläche gebracht und für viel Geld verkauft, das sie dafür verwenden, die notwendige Nahrung und Möbel für ihre Vettern zu kaufen.

Deine Augen sind wie die Augen eines Rehs, das sich aus diesem oder jenem Grund in den Büschen versteckt (vielleicht fürchtet es sich vor dem Jäger) oder sie sind wie Fackeln, denn sie geben Licht wie Fackeln, oder sehr große Kerzen, mit denen man den Weg beleuchten kann, aber sie sind so hell, dass die Menschen kopfüber die Treppe hinunterfallen.

Deine Füße sind so anmutig wie die Blüten der Rosskastanie und deine Lippen sind wie die roten Blüten des Palitmandara oder des Raktapushpakovidara und sie nähren den Geliebten wie Jackfruit oder Ghee.

Deine Berührung ist wie die Berührung einer Göttin oder einer schönen Frau, die unbegleitet durch den Wald spazieren geht und sich deshalb fürchtet und nach jemandem sehnt, der sie

beschützt, und die aus Versehen gegen einen Ashoka-Baum rennt, der sofort zu blühen beginnt.

Wenn du die Augenbrauen zusammenziehst, dann sind sie wie Ramas Bogen, der so stark gespannt ist, dass er auf ein im Wald überraschend aufgetauchtes Reh schießt. Es ist kein normales Reh, sondern ein großer Hirsch, der tapfer, stark und heldenhaft ist wie ein Prinz, dessen Name nicht offenbart wird.

Deshalb übe Gnade und sei freundlich, o Musterbild einer Herzschlag zum Stocken bringenden Schönheit, ganz zu schweigen von deiner Kühnheit, und quäle das Herz eines tapferen Mannes nicht, dessen Name (bisher noch) ein Geheimnis ist und dessen Liebe zu dir furchtbar ist und der dein Gesicht eines Tages gerne von Nahem sehen würde.

Kapitel 36

Satya ging schnell zum Wäldchen beim Lotosteich. Sein Gesichtsausdruck war feierlich. Mati hatte auf seine Bitte um ein Treffen sofort geantwortet. Sie ging jetzt zwischen den Bäumen hin und her und wartete auf ihn. Satya kam den Weg von Süden und Jaya den von Norden.

Dann waren sie endlich wieder zusammen! Ein unbehagliches Schweigen herrschte zwischen ihnen. Sie waren seit der Versammlung mit den Ratgebern König Nandas voneinander getrennt gewesen und nun waren sie unsicher, wie sie sich zueinander verhalten sollten. Schließlich sagte Jaya: „Ich grüße dich, Prinzessin! Ich bin froh, dich zu sehen!“

„Und ich dich, bester Bogenschütze!“

„Ach – ja. Prinzessin – da ist etwas, worüber wir reden sollten. Ich denke, dass der Prinz auch ein dringendes Anliegen hat. Wir hatten allerdings keine Zeit, miteinander zu sprechen …“

„Dann fang an!“ sagte Mati.

Jaya sah zu Boden. Er sah zum Himmel auf. Es fiel ihm offenbar schwer, einen Anfang zu finden.

„Prinzessin, du bist ohne Zweifel in einem Alter, das heißt, wenn sich alles anders entwickelt hätte und wir noch in Goldland wären, also ein Alter, in dem deine Eltern wahrscheinlich die Möglichkeit erwogen hätten, dass schließlich – ach, die Freier – das heißt, junge Männer würden – aber natürlich unter diesen Umständen – es ist schwierig …“

Satyas Gesicht war völlig ausdruckslos. Er verstand überhaupt nicht, was Jaya sagen wollte.

Mati sah Jaya durchdringend an. „Rede weiter, Jaya!“

„Na ja, Prinzessin – es ist nur natürlich, dass junge Männer jetzt anfangen, dir ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schließlich besitzt du gewisse – positive Eigenschaften – aber das Problem ist natürlich – das Problem ist, dass du jetzt weder Königreich noch Aussteuer hast und es furchtbare Schwierigkeiten geben könnte, wenn bisherige Pläne über den Haufen geworfen würden …“

„Jaya, bitte drück dich deutlich aus!“

Jaya sackte in sich zusammen. Er sah Mati an. „Ich denke, du hast eine Mitteilung von Prinz Sthama bekommen?“

„Stimmt.“

„Ich bin sicher, dass es verführerisch ist, wenn ein Prinz – noch dazu ein schöner, junger Athlet – zweifellos sieht er auf seine Weise gut aus …“

Satya hielt es nicht länger aus. „Ob mir vielleicht mal jemand verrät, worum es hier eigentlich geht?“

Jaya wendete sich an ihn: „Prinz Sthama liebt die Prinzessin.“

„Sthama? Er liebt? Welche Prinzessin?“

„Prinzessin Mati, deine Schwester.“

Satya fielen fast die Augen aus dem Kopf und sein feierlicher Gesichtsausdruck löste sich allmählich auf. „Sthama liebt Mati?“ Satya lachte. Da er sein Lachen immer weniger beherrschen konnte, setzte er sich ins Gras, dann fiel er nach hinten über und rollte fast in den Lotosteich.

Jaya teilte Satyas Heiterkeit durchaus nicht. Er sah eher wie jemand aus, der an einer Einäscherung teilnimmt.

Mati sah Satya an und lächelte, dann sah sie Jaya an und ihr Lächeln verging. „Jaya, wie kann ich ihn nicht wiederlieben? Er ist so hübsch! Darin sind sich alle Frauen einig. Und was für ein vollendeter Freier! Er jagt, er schießt sehr geschickt mit Pfeil und Bogen, er plant Schlachten gegen böse Feinde!“

Satya setzte sich hin und hielt sich den Bauch vor Lachen. Er versuchte aufzuhören, damit er hören könnte, was Mati sagte. Er schnappte nach Luft. „Aber Mati, das kann nicht dein Ernst sein! Er! Er! Er!“ und Satya begann wieder zu lachen.

Mati sah immer noch Jaya an, der totenstill geworden war. „Er kann mein persönlicher Ritter sein, Jaya. Wie kannst du mir das verwehren? Und er ist auch ein Dichter. Wusstest du das, Jaya?“

„Das glaube ich, Prinzessin – er sagte etwas davon, dass er für dich ein Gedicht in Sanskrit geschrieben habe …“

Satya kreischte: „In Sanskrit? Ein Liebesgedicht in Sanskrit? O Mati, darf ich das lesen? Ist darin von betrunkenen Bienen und Ashoka-Bäumen und all diesem Zeug die Rede?“ Satya bekam einen neuen Lachanfall.

„Ich werde dieses Gedicht niemandem zeigen. Ich versichere dir, dass Bienen und Ashoka-Bäume in diesem Gedicht angemessen behandelt werden und dass meine Augen, Zähne und Füße auf passende Weise gelobt werden.“

Jetzt guckte Jaya ärgerlich. „Prinzessin, wenn er irgendetwas Ungehöriges geschrieben hat, werde ich sofort …“

„Was ist denn an Liebe ungehörig, Jaya? Als Dichter wird er wohl kaum einen Preis erringen, aber er schreibt, was er fühlt. Ich finde das bewundernswert.“

„Dann willst du also diese gefährliche Angelegenheit weiterverfolgen?“

„Ich habe nichts davon gesagt, dass ich eine Angelegenheit verfolgen werde.“

„Du willst es also wagen, die Prinzessin von Udyana und ihren Vater, ganz zu schweigen von ihrem Bruder, dem Töter, und

die Eltern von Prinz Sthama, auf die wir zufällig angewiesen sind, zu ärgern?“

„Ich habe nichts davon gesagt, dass ich irgendetwas verfolgen will.“

„Du hast angedeutet, dass du seine Liebe erwidern willst.“

„Wollen und tun ist zweierlei. Auch wenn es mich vielleicht in Stücke reist, glaube ich doch, dass ich meinem Herzen widerstehen kann. Wenn du genau weißt, dass du das möchtest.“

„Wenn ich das möchte?“

„Ja, Jaya, was willst du, dass ich tue?“

„Prinzessin, ich – ich will nur, dass du in Sicherheit bist. Ich möchte nur, dass du glücklich bist …“

„Es tut mir wirklich leid, dass ich dieses wichtige Gespräch unterbrechen muss“, sagte Satya, dessen Gesichtsausdruck wieder ernst geworden war, „aber jetzt bin ich an der Reihe, eine Neuigkeit mitzuteilen.“

Satya stand auf und putzte sich Gras und Blätter von den Kleidern. „Mati, was mich betrifft, kannst du mit Sthama machen, was du willst, aber Jaya und ich müssen fort.“

Jaya und Mati sahen Satya an. Mati sprach zuerst. „Fort? Worüber redest du?“

„Heute Morgen wurde ich zum Ersten Minister gerufen. Ein Spion war eben aus der Stadt der Sechs Tore zurückgekommen. Er sagt, er hat unsere Eltern gesehen.“

Keines sagte mehr ein Wort. Dann legte Mati die Hände auf ihren Mund und sagte : „Lebend? Leben sie, Satya, geht es ihnen gut?“

„Der Spion hat sie vor einem Monat gesehen und da lebten sie. Das war alles, was er sagen konnte.“

„O Satya! Jaya! Sie leben!“ Mati kniete sich ins Gras und weinte. Jetzt traten auch Satya die Tränen in die Augen.

Jaya sah die beiden anderen mitfühlend an. „Ich werde sofort mit den Reisevorbereitungen beginnen. Ich zweifele daran, dass König Nanda eine militärische Aktion unternehmen will, aber ich kann ihn nach einer kleinen Gruppe Krieger fragen.“

„Ich habe schon gefragt“, sagte Satya. „Sie haben Nein gesagt. Die Ratgeber des Königs denken, das sei zu gefährlich. Sie fürchten, dass etwas Schlimmes passieren würde, wenn sich Bewaffnete aus diesem Königreich in eine militärische Aktion auf Bala Rajas Territorium einlassen würden. Sie sagen, es tue ihnen leid.“

„Dann gehe ich alleine!“

„Nicht ganz, Jaya, wir gehen zusammen.“

„Unmöglich, Prinz! Ich habe geschworen, dich und die Prinzessin zu beschützen.“

„Jaya, du bist nicht der Einzige, der etwas geschworen hat. Ich bin ihr Sohn. Ich gehe und du kannst mich durch nichts daran hindern. Ich schlage vor, dass wir in drei Tagen aufbrechen.“

Jaya wollte eben antworten, als Mati sich einschaltete. „Und ich soll hier bleiben?“

„Prinzessin – ich fürchte, du hast keine andere Wahl. Es wäre viel zu gefährlich …“

„Und wenn ich nicht einverstanden bin?“

„Dann muss ich darauf bestehen. Ich bin jetzt dein Wächter, ob wir das mögen oder nicht. Acht Monate lang habe ich mir darüber Sorgen gemacht, wie ich euch sicher hierher bekomme. Jetzt sind wir hier und ich kann nicht daran denken, dich hier fortgehen zu lassen. Was würden deine Eltern von mir halten? Was würde ich selbst von mir halten?

„Na schön, ich denke, dass Sthama mich so lange gut unterhalten wird.“

Jaya knirschte mit den Zähnen.

Mati wollte noch weitersprechen, aber sie hielt inne. Sie guckte nachdenklich und legte ihren Kopf auf die Knie. Sie sprach leise und weder Satya noch Jaya hörten sie deutlich sagen: „Es wundert mich, dass ihr auf die Hilfe einer Hexe verzichten wollt.“

Hinaus aus der Stadt!
In die weiten Felder, die Wälder,
die Berge!

Ohne Zögern!
Niemanden um Erlaubnis bitten!
Durch die engen Gebirgspässe,
wenn die Sonne scheint und frische Winde wehen!
Männer, die etwas vorhaben,
die ohne Stolpern und Unsicherheit gehen!
Die auf dem Boden schlafen, essen, wenn sie Hunger haben,
von niemandem abhängen!
Satya und Jaya!

Kapitel 37

König Nanda war voll der üblichen Zweifel und Entschuldigungen. Jaya und Satya hörten ihm geduldig zu und dann sagten sie ihm, dass sie das tun würden, was sie tun müssten. Sie sagten, dass sie es ihm nicht übelnähmen, und dass sie nicht die Absicht hätten, ein weiteres Treffen des königlichen Rates abzuwarten und dass sie auch nicht um einen Passierschein durchs Gebirge bitten würden. Ihre einzige Bitte war, dass der König Prinzessin Mati in Sicherheit bei sich behalten würde und dass er dafür sorgen würde, dass sie nicht von Freiern belästigt würde.

Der König war traurig, verwirrt und beunruhigt. Er versicherte ihnen, dass er auf die Prinzessin Acht geben werde. Dann packten die beiden alles, was sie für die Reise brauchten, zusammen und brachen ohne weitere Verzögerung in östlicher Richtung auf.

Als Satya und Jaya die kalten Gebirgspässe erreichten, bemerkten sie, dass Nanda es fertiggebracht hatte, einen Bescheid vor ihnen herzuschicken, der es ihnen möglich machte, ohne Aufenthalt weiterzureisen. Außerdem bemerkten sie, dass die Bergvölker im Osten wussten, wer sie waren. Sie verhielten sich den Reisenden gegenüber freundlich.

Etwas fanden sie seltsam. Jedes Mal, wenn sie einen der Häuptlinge der Bergvölker trafen, fragte er sie, wo Mati sei. Wenn sie sagten, dass Mati im Palast König Nandas sei, guckten die Häuptlinge irritiert. Einer von ihnen sagte: „Also kann es auch aus der Ferne wirken.“ Ein anderer sagte: „Mit der Hüterin zusammen habt ihr vielleicht Erfolg, aber ohne die Hüterin ist euch ein Fehlschlag sicher.“

Satya und Jaya staunten. Was für Gerüchte hatten sich im Gebirge über Mati ausgebreitet?

***

Mati wollte am Abend der Abreise ihrer Gefährten alleine sein. Sie sagte den anderen Frauen, sie wolle im Wäldchen beim Lotosteich in der Nähe der Wohnungen der Frauen sein, um dort für eine sichere Reise der beiden zu fasten und zu beten.

Mati hüllte sich in einfachen, ungefärbten Baumwollstoff und setzte sich zwischen die Bäume. Nach langer Zeit führte sie wieder die Banyan-Meditation aus. Zuerst kam sie ihr fremd und schwierig vor. Dann empfand sie tiefe Befriedigung. Es war wie Wasser für eine, deren Kehle äußerst trocken gewesen war. „Ich bin selbst ein durstiger Banyan“, dachte sie. Sie wurde sich des Geistes der Bäume im Wäldchen um sie her bewusst. Sie empfand ihre Fragen, ihre Neugier. Wer war diese seltsame Zweibeinerin? Woher kannte sie den Banyan-Gesang? Sacht richtete sie ihre Worte an sie.

„Ich grüße euch, Beständige, im Namen dessen, dessen Wurzeln die Erde zusammenhalten!“

„Wir grüßen dich, Zweibeinerin!“

„Ich gehe nach Osten, Beständige, dorthin, wo die Sonne überm Gebirge aufgeht. Ich werde eure Hilfe brauchen.“

„Nach Osten, Zweibeinerin? Sprich uns nicht vom Osten!“

„Warum denn nicht?“

„Genug! Wir sprechen nicht vom Osten! Wenn du vom Norden, Süden oder Westen sprechen willst, dann werden wir reden."

Mati fehlten die Worte. Sie konnte sich nicht vorstellen, warum es nicht richtig sein sollte, vom Osten zu sprechen.

„Gut, Beständige. Lasst uns vom Westen sprechen."

Und sie sprach mit ihnen über die Länder im Westen, um ihnen einen Gefallen zu tun. Sie legte ihre Hände auf ihre Stämme. Sie erzählte ihnen Jayas Geschichten. So etwas hatten sie noch nie zuvor gehört. Am Schluss erzählte sie die Geschichte von Dukkha Shara. Die Bäume waren glücklich. Sie konnten kaum erwarten, den anderen Bäumen die Geschichten weiterzuerzählen.

Als Mati spät am Abend aufstand, um in ihr Zimmer zu gehen, sagten die Bäume: „Deinen Namen, Zweibeinerin. Sag uns deinen Namen, bevor du gehst!"

„Ich sage euch meinen Namen, wenn ihr mit mir über den Osten sprecht, denn ich will nach Osten gehen."

„O Zweibeinerin, die du gescheiter als alle deiner Art, aber immer noch überaus dumm bist! Wir können nicht über den Osten sprechen. Träum schön heute Nacht und werde weiser! Lass nicht zu, dass deine Lebenskraft verschüttet wird, solange du noch jung bist!"

Mati wunderte sich und ging in den Palast schlafen.

***

Um sie her war das Rascheln eines heißen Windes. Die Sonne schien so hell, dass Mati ihre Augen mit den Händen schützen musste. Keine Bewegung, kein Geräusch außer dem Rascheln. Ihr Herz raste. Irgendetwas sehr Schlimmes geschah. Sie kam diesem Schlimmen jetzt nahe. Bald würde sie es sehen …

Plötzlich fuhr Mati im Bett mit einem Schreck in die Höhe. Sie hatte geträumt. Wovon? Was? Sie war nach Osten gereist und

dann – der Traum schwand und sie konnte ihn nicht festhalten. Sie legte sich wieder hin, aber ihr war elend im Magen. Was stimmte nur mit dem Osten nicht?

***

Am Morgen durften die Frauen den Palast verlassen und auf den Markt in der Stadt gehen. Sie wurden von Wachen begleitet und durften Süßigkeiten und Kleider kaufen. Wie langweilig es ist, eine Dame am Hof zu sein, dachte Mati. Überall um sie her gingen die anderen Frauen in den Straßen frei umher und ihren Geschäften nach. Nur die verrückten, beschützten Frauen aus dem Palast verlangten all diese Aufmerksamkeit!

Nun ja, sie würde sich nicht damit abfinden. Sie hatte ein kleines Bündel mitgenommen, das die Sachen enthielt, die sie für ihre Reise brauchen würde, und sie wusste, was sie tun musste. Sie waren zusammen etwa zwei Dutzend Frauen und sie hatten sich in drei Gruppen geteilt. Mati schlenderte in einen Laden und feilschte dort um Preise.

Als die anderen Frauen in einen anderen Laden gingen, fand sie Gelegenheit, in eine Seitenstraße zu entkommen. Sie hoffte, ihre Abwesenheit werde nicht sofort bemerkt. Sie brauchte nur einige Minuten, um sich zu verkleiden. Dann mischte sie sich unter das Volk, das die Stadt durch das Osttor verließ.

Es stellte sich heraus, dass der Alarm erst am Abend erfolgte. Niemand kam auf die Idee, dass eine Dame vom Hof alleine die Stadt verlassen haben könnte. Als die Damen sich am späten Nachmittag versammelten, um in den Palast zurückzugehen, und als sie merkten, dass Prinzessin Mati fehlte, nahmen sie an, sie habe sich verlaufen, und die Wachen hofften, sie würden sie in einem der Läden finden. Sie wollten dem König nicht sagen müssen, dass sie nicht mehr da war.

Nach dreistündiger intensiver Suche wurde ihnen klar, dass sie keine andere Wahl hatten: Sie mussten Nanda Bescheid sagen! Als er die Neuigkeit hörte, war er tief traurig und schickte sofort

ein Dutzend Gruppen bewaffneter Männer aus, die sie suchen sollten. Sthama bestand darauf, dass er eine dieser Gruppen leitete.

„Wenn ich die Männer finde, die die Prinzessin entführt haben, nun ja, wartet nur, was ich mit denen machen werde!“

Er schwor, er werde die ganze Nacht wach bleiben und sie suchen, aber zwei Stunden vor der Morgendämmerung schlief er ein und schlief bis zum nächsten Mittag wie ein Toter. Als er aufwachte, war er auf die Wachen wütend, die ihn hatten einschlafen lassen.

***

Eine Woche nach Matis Verschwinden fand Sthama eine Notiz, die sie für ihn zurückgelassen hatte. Sie lautete: „Lieber Herr. Mach dir keine Sorgen über mein Verschwinden. Ich bin nicht entführt worden. Ich habe euch verlassen, um mich meinem Bruder Satya und Jaya, dem großen Bogenschützen, anzuschließen. Ich wünsche dir und der Prinzessin von Udyana alles Glück dieser Erde und viele Töchter und Söhne! Ich weiß dein Interesse an mir und deine Zuneigung zu mir zu schätzen. Allerdings muss ich dir mitteilen, dass meine Füße durchaus den Blüten der Rosskastanie in keiner Weise ähneln! Achtungsvoll, Mati, Tochter der Sundari.“

Hinaus aus der Stadt!
In die weiten Felder, die Wälder,
die Berge!
Ohne Zögern!
Niemanden um Erlaubnis bitten!
Durch die engen Gebirgspässe,
wenn die Sonne scheint und frische Winde wehen!
Eine Frau, die etwas vorhat,
die ohne Stolpern und Unsicherheit geht!
Die auf dem Boden schläft, isst, wenn sie Hunger hat,
von niemandem abhängt!

Die Hüterin!

Kapitel 38

Satya stand in der Schwarzdorn-Akazie. Es war noch früh am Morgen und die Sonne schien schon heiß. Ein trockener Wind blies. Er legte die Hand an den Stamm und dachte angestrengt nach.

Was war eigentlich los? Fast wäre er gefallen. Er schwang sich durch die Bäume und streckte eben die Hand aus – stimmte etwas nicht mit ihm oder lag es an diesen Bäumen?

Vor zwei Wochen waren er und Jaya die Berge hinuntergestiegen und sie waren auf ihrem Weg ostwärts in diesen Wald gekommen. Zuerst ließ sich alles gut an. Jeden Morgen stieg Satya in die Bäume, um von oben nach dem besten Weg und möglichen Gefahren Ausschau zu halten.

Und dann – dann hatte er festgestellt, dass er von Tag zu Tag langsamer und mit immer weniger Freude durch die Bäume vorwärtsgekommen war. Wo war der Rhythmus, wo war der Tanz? Ihm war, als hätte er keinen Tanzpartner mehr. Wie war es möglich, dass die Bäume vergessen hatten, wie sie sich wiegen sollten? Er schloss die Augen und konzentrierte sich.

Der König der Schwäne
Hielt mitten in der Luft an
Und sah auf den Wald hinunter …
Er sah …

Ja, was sah er? Was sah er? Satya wandte seinen Blick nach Osten in den Himmel. Was war das? Es kam ihm so vor – ja, da stieg tatsächlich Rauch auf!

Satya beschattete seine Augen mit der Hand. Für einen Waldbrand war es zu wenig Rauch. Was konnte es sein? Mühsam

bewegte Satya sich durch die Bäume, so mühsam wie einer, der durch tiefes Wasser watet.

Jetzt konnte er den Rauch riechen. Er roch scharf und bitter. Er hörte Männer schreien. Da waren viele Männer! Satya bewegte sich durch die Bäume den Hügel hinauf, weil er deutlicher sehen wollte. Das Schreien wurde lauter. Auf der Spitze des Hügels stand ein Wäldchen mit Sal-Bäumen. Er schwang sich in das Wäldchen und beobachtete von dort aus.

Unter sich und in einiger Entfernung gegen Osten bot sich Satya ein überraschender Anblick. Männer rückten in breiter Reihe im Wald vorwärts und sie hieben jeden einzelnen Baum um. Eiche und Sal-Baum, Schwarzdorn-Akazie und Dalbergie, groß und klein, alt und jung. Sie ließen nicht einmal einen Sprössling stehen! Hinter Satya nach Westen erstreckte sich dichter, beunruhigter Wald, während er weit im Osten hinter den vorrückenden Männern ein Land ohne Bäume sah, das mit Baumstümpfen und geschwärzten Resten der verbrannten Zweige bedeckt war.

Die Männer waren Soldaten. Sie trugen die unverkennbaren Farben von Bala Raja: rot, weiß und golden. Alle Männer waren mit schweren Bronze-Äxten bewaffnet und sie schwangen sie in gemeinsamem Rhythmus. Ein großgewachsener Mann stand auf einem Baumstumpf und sang laut:

Land zum Bebauen,
Land für das Vieh,
nieder mit den Bäumen!

Alle paar Minuten machten die Männer eine Pause und schleppten alle Bäume, die sie geschlagen hatten, auf eine gerodete Fläche, wo eine andere Gruppe Soldaten die Äste abschlug. Baumstämme und größere Zweige wurden zur Seite gelegt. Kleinere Äste wurden zusammen mit Blättern und Büschen an Ort und Stelle auf einem großen verkohlten Gelände verbrannt. Von dort stieg also der Rauch auf!

Satya war starr vor Schreck. Er hatte zwar schon früher gesehen, dass Bäume gefällt und Äste abgeschlagen worden waren – schließlich taten das alle, sogar die Berg-Nationen – aber so etwas wie hier hatte er noch nie gesehen! Was könnte irgendjemanden dazu veranlassen, so etwas tun? Warum könnte irgendjemand einen ganzen Wald vernichten? Während er die Szene beobachtete, wurden die Stämme und großen Zweige in Bündel zusammengekettet und von Elefanten in Richtung Osten gezogen. Die Elefanten bewegten sich unter den wachsamen Blicken der Männer nur langsam.

Land zum Hausbau,
Land für die Schlacht,
lang lebe der König!

Satya sah, wie die Baumwipfel bebten, wenn die Äxte trafen. Er sah, wie die Bäume langsam fielen. Baum auf Baum. Tief in seinem Innern wurde ihm elend. Er kletterte von seinem Baum und ging den Weg zurück, den er gekommen war.

An diesem Abend aßen die beiden Reisenden ihr Nachtmahl schweigend. Als Satya seine Erzählung beendet hatte, sagte Jaya, ihm sei aufgefallen, dass es, je weiter sie nach Osten kamen, immer weniger Tiere gab. In der Dämmerung sang kein Vogel.

„Ich fürchte, das, was dieser König Böses tut, ist sogar noch schlimmer, als das, was Puti Mamsa getan hat. Wenigstens können wir froh sein, dass deine Schwester nicht bei uns ist. Sie könnte es wohl nicht ertragen!“

Satya nickte und dachte an Mati. Ja, Jaya hatte Recht. Trotz allen Scherzen, die Mati dort über wilde Hexen ertragen musste, war sie im Palast wirklich besser aufgehoben! Dort war sie sicher!

Aber Mati war nicht im Palast. Sie ging zwei Tagereisen hinter Satya und Jaya durch den Wald. Je weiter sie ging, umso drückender wurde das Schweigen um sie her.

Die Bäume hörten sie wohl gar nicht. Sie antworteten ihr nicht, wenn sie sie ansprach. Sie sprachen wohl nicht einmal miteinander. Alles, was Mati ausmachen konnte, wenn sie ihren Geist aufs Zuhören konzentrierte, waren kleine, abgebrochene Geschichten. Außerdem war es, als ob jeder Baum die Geschichte nur sich selbst erzählte. Je weiter sie nach Osten ging, umso simpler wurden die Geschichten.

Drei Tagereisen hinter dem Gebirge hatte sie gehört: „Es gab einmal eine Beständige. Sie stieg und stieg und sie erreichte das Baumkronendach. Nur Gutes geschah. Sie dauerte ewig." Sie hatte erwartet, mehr zu hören, aber mehr war nicht zu hören. Sie war weitergewandert und eines Morgens hatte sie gehört: „Eine Dauerhafte stieg und stieg und erreichte ewig Gutes." Wenn sie jetzt weiterging, hörte sie nur „Gutes – Gutes ewig".

An diesem Abend, zwei Tagereisen von den Männern und ihren Feuern entfernt, legte Mati sich schlafen und träumte. Sie hörte Blätter rascheln, sie empfand Hitze auf ihrem Gesicht. Sie verbarg sich vor der stechenden Sonne. Sie konnte nicht atmen. Als sie keuchend aufwachte, war es noch Nacht.

Kapitel 39

Es ist so weit. Die zwei Tage sind vergangen. An einem heißen Nachmittag wird Matis Albtraum wahr. Sie steigt die Anhöhe hinauf, vor der sie sich gefürchtet hatte.

Sie geht den Hügel hinauf, den auch Satya hinaufging. Sie fühlt sich, als wäre an jedem ihrer Füße ein schweres Gewicht befestigt. Ihre Knie sind schwach. Ihr Herz schlägt schnell. Sie weiß, dass das, was auf sie wartet, auf der anderen Seite des Hügels liegt. Aber sie kann nicht umkehren. Es ist unmöglich umzukehren. Eine Kraft, noch stärker als ihre Angst, trägt sie vorwärts. Es ist das Gelübde.

Jetzt ist Mati auf der Spitze des Hügels. Sie schaut. Sie sieht alles. Die Männer, die Bäume. Sie hört ihre Lieder. Sie fühlt die

trockene Hitze vom Feuer und atmet den beißenden Qualm ein. Die Baumwipfel über ihr scheinen sich zu drehen, zu wirbeln. Ihr ist schwindlig. Sie kniet nieder …

Kapitel 40

Der Tag brach an. Satya und Jaya hatten ihr Lager in der Nähe der Mauern der Stadt der Sechs Tore aufgeschlagen. Rund um die Stadtmauer waren Beete von sorgfältig gepflegten roten, weißen und gelben Blumen angelegt. Das war etwas ganz anderes als die Dekorationen um die Mauern von Puti Mamsas Stadt! Aber wie war es möglich, dass ein König, der die Wälder zerstörte, so viel für Blumen übrig hatte? Die Reisenden schüttelten den Kopf darüber, wie seltsam Menschen doch sein konnten!

Sie beschlossen, erst einmal um die Stadt herumzugehen, ehe sie hineingingen. Jaya würde in nordwestlicher Richtung und Satya in südöstlicher Richtung gehen. Sie würden sich bei Sonnenuntergang östlich der Stadt treffen.

Es war ein langer Reisetag. In den Vormittagsstunden füllte sich der Himmel mit Wolken und mittags regnete es. Jaya und Satya gingen um die steilen Hügel im Norden und Süden der Stadtmauer herum. Im Regen betrachteten sie die Stadtmauer. Zur Vorsicht mischten sie sich unter die Menge, die kam und ging, denn da standen viele bewaffnete Wachen.

Sie waren nass bis auf die Haut und verbrachten die Nacht in einem Kuhstall, der eine Meile vom Osttor entfernt war. Sie hatten gesehen, dass das Westtor aus Silber, das Nordtor aus Kupfer und das Südtor aus Gold waren. Am Morgen würden sie die Stadt durch das Osttor betreten. Aber wo waren das fünfte und das sechste Tor?

Jaya brach kurz vor der Morgendämmerung auf. Die Luft war frisch und klar. Satya wartete noch eine halbe Stunde und folgte ihm dann.

Sie mischten sich unter die Menge, wie sie es in Puti Mamsas Stadt getan hatten, und wieder gab Jaya vor, er sei ein Geschichtenerzähler. Satyas Aufgabe war es, einen Bettler zu spielen. Er rieb sich Erde in Gesicht und Hände und zog alte, zerrissene Kleider an, die er beim Betreten von Puti Mamsas Stadt getragen hatte.

Jaya war der Meinung gewesen, dass sie zweierlei sofort tun müssten, wenn sie in die Stadt gekommen wären: Sie mussten herausfinden, wo König und Königin wohnten, und sie mussten eine Möglichkeit finden, wie sie an den Wachen vorbei aus der Stadt wieder hinauskämen. Satya wollte nach Hinweisen auf ein Gefängnis Ausschau halten und sich nach Nachrichten über seine Eltern erkundigen, während Jaya in den Westteil der Stadt gehen und versuchen würde, sich mit einer der Wachen anzufreunden. Sie würden drei Tage später am Westtor wieder zusammentreffen.

Satya bewunderte die weiße Stadtmauer und die metallisch glänzenden Tore. Beim Betteln hatte er gar kein Glück. Die Menschen wandten sich schweigend von ihm ab. Eine alte Frau flüsterte: „Willst du, dass wir beide getötet werden?“

Als er das Tor erreichte, sah er, dass seine Flügel aus Münzen gemacht waren, aus Kupfer-, Silber- und Goldmünzen, die aneinander geschmolzen waren. Das Osttor war also aus Münzen gemacht. Aber wo waren die übrigen beiden Tore?

Satya war so sehr mit dieser Frage beschäftigt, dass er mit jemandem vor ihm in der Reihe zusammenstieß. Warum war der Mann stehengeblieben? Satya sah an dem Mann vorbei und entdeckte, dass alle Stadtbesucher stehen geblieben waren, nachdem sie durch das Tor gegangen waren. Sie standen mit gesenkten Köpfen da. Ein Offizier stand auf einer Plattform rechts vom Eingang und hielt ein Schwert hoch, während Soldaten mit silbernen Stäben an der Menge vorbeipatrouillierten. Jetzt rief der Offizier mit tiefer Stimme: „Wertschaffende Bürger! Geldverdiener! Seht das Fünfte Tor, das durch die Macht König

Bala Rajas in die Höhe gehalten wird! Kniet, Bürger, vor dem Himmelstor, dem Tor der Erfolgreichen Seelen!“

Und alle fielen auf die Knie und wandten den Kopf, um in den Himmel zu sehen. Auch Satya sah hinauf. Welch ein Anblick!“

Hoch über der Stadt schwebte das allerschönste Tor! Es war ein Tor aus Licht. Es glitzerte und glänzte in der Sonne. Es war riesig, aber es gab keine Träger, die es hielten!

Satya war von diesem Anblick so entzückt, dass er vergaß, dass er niederknien sollte. Plötzlich wurden ihm die Füße weggeschlagen. Er lag zu Füßen einer der Wachen mit einem Silberstab.

„Knie nieder, Schändlicher!“ zischte die Wache.

Satyas Knöchel schmerzten dort, wo sie von dem Schlag getroffen worden waren. Was hatte er getan, um eine solche Behandlung zu verdienen? Er stand auf und sah die Wache an.

„Ich bin nicht schändlich und deine Mutter hätte dir bessere Manieren beibringen sollen.“

Dann verschwand er in der Menge, die sich gerade von den Knien erhob. Der Wache stand der Mund ungläubig offen. Was war das für ein verrückter Junge? Er rannte hinter Satya her und schrie: „Haltet ihn! Haltet den Jungen!“

Satya hatte verstanden, dass er als Bettler niemanden überzeugt hatte. Er müsste sich dabei mehr anstrengen. Was würde denn ein Betteljunge unter diesen Umständen machen? Er würde wegrennen!

Ein Dutzend Wachen liefen hinter ihm her, stießen die Menschen aus dem Weg und schwangen ihre Silberstäbe. Als Satya rannte, beruhigte er sein Gemüt und wurde zu Satya dem Tänzer. Unter den Beinen dieses großen Mannes, über den Kopf dieser gebeugten alten Frau, zwischen zwei mit Früchten beladenen Wagen unter einem Gemüsestand hindurch! Nun ging er wieder langsam und war einfach ein Junge wie andere in der Menge. Nun musste er schnell wieder weiter, als ein Mann ihn sah und auf ihn zeigte und schrie.

Als er mit halsbrecherischer Geschwindigkeit um eine Ecke bog und die Straße hinunterlief, sah Satya einen Jungen aus einer Gasse sich auf sich zukommen. Er lief auf den Jungen zu, der packte ihn am Arm und zog ihn in eine Gasse, noch bevor die Wachen ihn gesehen hatten.

***

Eine junge Frau kroch auf allen Vieren einen Hügel hinunter. Sie bewegte sich sehr langsam und zog ein kleines Bündel hinter sich her. Es war Mati. Als sie, nachdem sie ohnmächtig geworden war, das Bewusstsein wiedererlangt hatte, hatte sie sich sehr darum bemüht, sich an das, was die alte Frau bei den Bergvölkern sie gelehrt hatte, zu erinnern.

„Man kann etwas richtig oder falsch machen. Du darfst dich nicht selbst verletzen!“

Sie dachte daran, dass sich unten um den Hügel ein Fluss wand, und sie erinnerte sich an das, was die alte Frau ihr gesagt hatte. Die Sonne brannte auf ihren Nacken und ihre Kehle war staubtrocken. Sie versuchte, nicht an das zu denken, was sie auf der anderen Seite des Hügels gesehen hatte. „Zum Fluss“, sagte sie sich, „zum Fluss!“

Dann kam sie an den Fluss, der schnell zwischen seinen Ufern dahinfloss. Sie ließ ihr Bündel, in dem der grüne Mantel war, am Ufer liegen und schlüpfte ins Wasser. Sie trank, sie ließ sich treiben und sie ließ das Wasser den Schmerz aus ihrem Gemüt waschen.

Dann ging sie an eine seichte Stelle, an der sie niederknien konnte. Sie neigte den Kopf, ihre Knie lagen auf den abgerundeten Kieseln und sie hielt beide Hände vor sich hin. Sie hielt sie wie einen Becher zusammen und sie füllten sich mit Flusswasser. Sie wartete, bis ihre Hände nicht mehr zitterten, bis das Wasser in beiden Handflächen still und glatt wie Glas geworden war. Sie ließ ihr Gemüt wie das Wasser in ihren Handflächen werden.

Sie langte sacht mit ihrem Geist hinaus und suchte den Geist der Bäume. Sie hörte die bedauernswerten kleinen Wörter „Gutes – ewig“. Aber sie blieb dabei nicht stehen. Sie ging tiefer. Sie fand, was sie suchte.

Mati fand Furcht. Sie fand Schrecken. Sie fühlte, wie beides in sie eindrang. Ihre Hände zitterten wieder. Dann dachte sie daran, was sie tun musste. Sie flüsterte den Bäumen zu:

Gebt mir eure Furcht
und lasst sie durch mich fließen.
Gebt mir eure Furcht
und ich will sie freilassen.

Oh! Die Furcht durchfuhr sie wie kochendes Wasser! Sie öffnete den Mund und schloss die Augen. Der kochende Fluss durchrann sie lange und wurde dann allmählich zum Strom. Und dann wurde der Strom zu einem Gerinnsel.

Sie fühlte, wie der Geist der Bäume ihren Geist berührte. Es war wie Finger, tastend, verwundert, entdeckend. Sie hörte ein Murmeln um sich her, das Geräusch vieler Stimmen, das lauter wurde.

„Wer ist da?“

„Wer bist du, Zweibeinerin?“

„Bist du – die Eine, die aufsteht?“

Und Mati legte ihre Hände wie einen Becher aneinander und sagte mit geschlossenen Augen:

Ich bin Mati, die Grüne, Hüterin des Gelübdes, das Blätterdach zu schützen.
Ich habe den Fluss der bedenklichen Überfahrt überquert,
ich bin dem Sumpf des Nicht-Entrinnens entronnen,
ich habe die Stadt der hunderttausend Zeichen niedergebrannt,
ich bin über die Berge gekommen,
um dem Gelübde zur Blüte zu verhelfen.

Mit einem großen Schrei erhob der Wald staunend seinen Kopf. Ein Elefant trompete. Ein Löwe brüllte. Krähen krächzten, als sie von den Baumwipfeln aufflogen und die Luft erfüllten. Schlangen rührten die Blätter, als sie aus ihren Höhlen im Boden kamen. Kleine Tiere raschelten in den Büschen. Der Wind blies, die Wipfel der Bäume schwankten.

„Sag es! Sag das Gelübde, Mati!“ sangen die Bäume mit einer Stimmen. „Wir haben ‚Gefahr‘ in die Nacht hinausgeschrien und nur das Echo unserer Stimmen gehört! Jetzt ist es so weit. Eben jetzt ist es so weit! Sag das Gelübde zum Schutz des Blätterdaches!“

Und Mati goss das Wasser aus ihren Händen in den Fluss zurück. Sie öffnete die Augen. Sie stand auf. Sie zog ihren grünen Mantel an. Sie stand aufrecht im Fluss und wandte das Gesicht der Sonne zu. Sie breitete die Arme aus und rief mit starker, klarer Stimme:

Am Tag, wenn das Blätterdach Gefahr empfindet,
am Tag, wenn das Blätterdach entscheidet,
am Tag, wenn das Blätterdach den Ruf ausschickt,
werde ich Rinde über dem Splintholz sein,
werde ich Dornen gegen Klingen sein,
werde ich Wasser gegen Feuer sein,
werde ich das Leben des Blätterdachs als mein eigenes Leben betrachten.
Beim Durst der Wurzel,
bei der Freude des Weltenbaumes
lege ich dieses Gelübde ab.

Kapitel 41

Satya sah in das Gesicht eines Jungen in seinem Alter. Er trug fadenscheinige Kleider und war schlank.

„Schnell!“ flüsterte der Junge. Sie rannten die Gasse hinunter und verschwanden hinter einem Holzverschlag, wo sie sich zusammenkauerten, als die Wachen mit schweren Schritten die Straße hinunterliefen. Einige Minuten später krochen sie wieder hervor und standen auf.

„Wer bist du?“ frage der Junge.

Satya wollte zuerst sagen, er sei ein Bettler, aber seine Zunge fühlte sich ungeschickt an und die Wörter kamen nicht heraus. Schließlich sagte er: „Ich bin aus dem Westen.“

„Ich bin froh, dass du nicht gesagt hast, du seist ein Bettler“, sagte der Jungen. „Ich hasse es, wenn Menschen lügen!“ Dann ging er durch den Hinterhof eines Ladens und kletterte über einen Zaun. Satya folgte ihm.

„Woher weißt du, dass ich kein Bettler bin?“

„Nun ja, einmal sehen Bettler einer Wache nicht ins Gesicht und widersprechen ihr.“

Satya schwieg.

„Und dann ist Betteln in dieser Stadt ein Kapitalverbrechen. Alle Menschen hier wissen das.“

„Ein Kapitalverbrechen?“

„Du musst von weither im Westen sein, wenn du das alles nicht weißt.“

„Ja …“

„Die Menschen aus Nandas Reich wissen das. Menschen aus dem Reich Puti Mamsas – er möge an den Kräutern des Waldes ersticken! – wissen das auch.“

„Puti Mamsa? Ich habe gehört – ich war in seiner Stadt. Aber er aß keine Kräuter, er aß jede Art Nahrung ohne Ausnahme.“

„Das tut er jetzt nicht mehr.“

„Was meinst du damit?“

„Hast du noch nicht das Neueste gehört?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„Er ist aus seiner Stadt vertrieben worden.“

„Was?“

„Es gab da ein Feuer. Alle mussten für eine Woche die Stadt verlassen. Als sie zurückkamen, konnten sie gar nicht fassen, wie schmutzig und stinkend der Ort war. Sie beschlossen, alles sauberzumachen. Sie vertrieben Puti Mamsa."

„Aber wie war das möglich? Er hat eine große Armee."

„Die Soldaten standen nur dabei und sahen zu. Sie unternahmen gar nichts. Jetzt gibt es einen Stadtrat. Puti Mamsa versteckt sich irgendwo im Wald und isst Kräuter."

Satya war sprachlos. Er dachte daran, wie mächtig König Verdorbenes Fleisch scheinbar gewesen war.

Der Junge fuhr fort: „Jetzt hoffen wir, dass dieser Stadt dasselbe geschieht!"

„Dieser Stadt? Aber sie sieht schön aus. Sie riecht sogar gut. Sie ist ganz und gar anders als Puti Mamsas Stadt!"

Der Junge sah Satya an und blinzelte. „Was weißt du von dieser Stadt?"

„Nicht viel", gab Satya zu, „aber ich möchte gerne mehr darüber wissen. Möchtest du vielleicht mein Führer sein?"

„Bezahlst du mich dafür?"

„Weißt du, ich habe kein Geld."

„Wenn es so ist, will ich es tun", sagte der Junge. Er drehte sich sofort um und ging eine Straße entlang, die nach Norden führte.

Die Jungen gingen schnell durch mehrere Straßen. Bald bemerkte Satya, dass die Läden und Häuser immer schäbiger wurden. Nach kurzer Zeit gingen sie Wege, die sich wanden und die voller Müll lagen. Armselige Hütten standen auf beiden Seiten der Wege. Es roch furchtbar. Kinder spielten in Schmutz und Schlamm.

„Wo sind wir?" flüsterte Satya.

„Im Nordteil. Leute wie du müssen das sehen."

„Was meinst du mit ‚Leute wie ich'? Ich bin ja nur ein ganz gewöhnlicher Mensch."

„Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du ein schlechter Lügner bist?"

Satya antwortete: „Du möchtest anscheinend gerne wissen, wer ich bin, aber du hast mir noch nicht gesagt, wer du bist."

„Ich bin Raja."

„Woher bist du?"

„Ich bin von hier, aus Bala Rajas Stadt – möge er mit runtergelassenen Hosen in aller Öffentlichkeit sterben!"

„Du musst ihn sehr hassen, wenn du sowas sagst."

Aber Raja wollte nicht mehr sagen. Er kletterte eine Ziegelmauer hinauf. Auf der anderen Seite führten Straßen direkt ans Nordende der Stadt. Die Jungen stiegen in die Straße hinunter und gingen bis zu einem hohen Eisenzaun, hinter dem ein Feld lag. Eine weitere Ziegelmauer umgab das Feld und innerhalb der Mauer waren Tribünen, auf denen Menschen sitzen konnten.

Raja stand am Zaun und sah hinein. Nach ziemlich langer Zeit sagte er : „Hast du dich nicht gefragt, warum dieser Ort die Stadt der Sechs Tore heißt?"

„Nun ja, die Stadt hat vier normale Stadttore und dann gibt es noch das Himmelstor. Was hat es übrigens damit auf sich? Wie bleibt es da oben?"

„Das Himmelstor? Hast du das nicht gehört? Es schwebt im Himmel, ohne dass es gestützt wird. Es wird vom König durch Magie dort oben gehalten."

„Das glaube ich nicht."

Raja sah ihn an: „Wirklich nicht?"

„Nein!"

„ Dann musst du tatsächlich ein Fremder sein. Die Menschen in dieser Stadt glauben alles, was ihnen gesagt wird."

„Du denkst wohl auch nicht, dass es durch die magische Kraft des Königs dort oben gehalten wird."

Raja spuckte aus. „Natürlich nicht."

„Dann glaubt doch nicht jeder in der Stadt, was ihm gesagt wird."

„Ich wurde von Eltern erzogen, die Fragen stellten."

„Sag mir also die Wahrheit. Wie bleibt das Himmelstor dort oben?“

„Hast du die Berge im Norden und Süden der Stadt gesehen?“

„Ja.“

„Hast du bemerkt, dass niemand auf die Gipfel steigen darf?“

„Ich habe gesehen, dass da viele Wachen standen.“

„Niemand darf dort hinauf, der nicht die Erlaubnis Bala Rajas hat – möge er an seinem Geld ersticken! Was meinst du, warum das so ist?“

„Ich weiß es nicht.“

„Weil auf den Gipfeln beider Berge große Pfosten stehen, an die Leinen aus Seide geknüpft sind. Die Leinen gehen von Norden nach Süden über die Stadt und halten das Himmelstor.“

„Wie kann Seide etwas Schweres oben halten?“

„Es ist nicht schwer. Es ist aus einem sehr leichten Material gemacht.“

„Was für einem Material?“

„Ich weiß nicht. Ich bin einmal den nördlichen Berg hinaufgeschlichen und habe die Pfosten und die Seidenleinen mit eigenen Augen gesehen. Himmelstor! Tor der erfolgreichen Seelen! Sie sagen, dass, wenn man viel Geld anhäuft, die Seele durch das Himmelstor geht, wenn man stirbt. Dort lebt man dann an einem wunderbaren Ort weiter. Man ist dann dort und kann mit seinem Geld allerlei kaufen.“

„Die Menschen glauben das wirklich?“

„Ich hab dir ja schon gesagt, dass die Menschen hier alles glauben, was ihnen gesagt wird.“

Dann wurde Raja wieder still. Er stand nur da und drückte sein Gesicht gegen den Eisenzaun. Satya bemerkte nun, dass aus der Mitte des Feldes eine Rauchfahne aufstieg. Er wollte das genauer sehen, sprang geradewegs hinauf und griff nach der Stange, die etwa sechs Meter über dem Boden war. Er war es so gewohnt, durch die Bäume zu springen, dass er vergessen hatte,

dass nicht jeder so springen konnte. Dann stand er auf der Stange und guckte.

In der Mitte des Feldes war eine große Grube. Ihr Rand war quadratisch und aus roten Ziegeln und Kupferplatten gemacht. Aus der Grube stieg dunkler Rauch auf. Satya sah auf Raja hinunter, der ihn genau beobachtete.

Und Raja sagte: „O Junge, der überall auf einmal ist, du siehst auf das Sechste Tor."

***

Mati ging mit starken Schritten bergauf. Unter ihrem grünen Mantel war ihr kalt. Sie hörte Insekten summen. Zwei Falken im Himmel hielten Ausschau und kleine Vögel setzten sich auf ihre Schultern. Sie ging an einem Leoparden vorbei, der auf einem Ast über dem Pfad lag. Sie konnte ihn ganz und gar sehen: Er blickte sie mit seinen stillen, gelben Augen an.

Sie erreichte den Gipfel des Hügels. Die Männer hatten, seit sie das letzte Mal hier gewesen war, viele Bäume gefällt. Nun arbeiteten sie sich den Hügel hinauf. Mati sah, wie sie ihre Äxte schwangen, und hörte ihren Gesang:

Land zum Beackern,
Land für das Vieh,
nieder mit den Bäumen!

„Ein Gesang verdient einen Gesang", sagte Mati. Sie stand aufrecht zwischen den Bäumen auf dem Gipfel des Hügels und rezitierte den Schlaf-Holz-Zauberspruch: „Was Holz zerstören kann, kann Holz heilen", sagte Mati. „Was einmal Wurzeln hatte und keine Wurzeln mehr hat", sie lachte und die Berge schickten das Echo zurück, „hört den Ruf der Hüterin!" schrie Mati die Grüne in den Wind.

Eine lange Pause folgte. Mati fühlte sie in der Luft. War die Welt eingeschlafen? Oder war sie aus ihrem Schlaf erwacht?

Mati hörte, wie der Rhythmus des Fällens stockte. Keiner der Männer unter ihr sah nach oben und niemand hatte sie wohl gehört, aber ein kräftiger Mann ächzte, als ihm der Griff seiner Axt aus den schwitzenden Händen glitt. Die Axt schlug harmlos gegen den Baum, ohne dass sie Schaden anrichtete. Ein anderer Mann fluchte, als er den Baum mit der flachen Klinge traf. Er versuchte, den Rand der Klinge dazu zu bringen, in den Baum zu fahren, aber es ging nicht. Der Griff der Axt eines dritten Mannes entglitt ihm vollkommen und die Axt flog in den Baum, den er hatte fällen wollen. Er suchte sie, aber er konnte sie nicht finden.

Die Männer fanden, dass ihre Äxte schwer und unhandlich waren. Sie stöhnten und ließen die Äxte zu Boden sinken, um sich auszuruhen. Der Mann, der den Gesang angestimmt hatte, war ärgerlich und verwirrt. Er erhob seine Stimme:

Land für den Hausbau,
Land für die Schlacht,
lang lebe der …

Der Mann bekam einen Hustenanfall, denn ihm war eine Wolke Insekten ins Gesicht geflogen. Er schlug nach den Insekten, schwitzte, sein Gesicht war rot, er schien zu ersticken oder zu ertrinken. Die übrigen Männer hielten den Atem an und warteten. Nun hob er wieder den Kopf:

Land zum Beackern,
Land für das Vieh,
lang sollen die Bäume leben!

Die anderen Männer sahen ihn überrascht an. Ihm schien nicht klar zu sein, was er gesungen hatte. Mit lauter Stimme fuhr er fort:

Land für den Hausbau,
Land für die Schlacht,

nieder mit dem König!

Nieder mit dem König? Die Männer standen mit offenen Mündern da. Eine Axt fiel zu Boden. Ihr Besitzer versuchte sie aufzuheben, aber das ging nicht. Noch eine Axt fiel. Und noch eine. Der Mann, der den Gesang anstimmte, sah in den Himmel und schrie:

Land für Wasser,
Brennholz und Boden,
lang sollen die Bäume leben!

Die Soldaten sahen sich mit wilden Blicken um. Die Elefanten liefen auf sie zu! Die Männer wollten weglaufen, aber sie stolperten über die Zweige und glitten auf den Blättern aus. Alle rannten weg, nur einer nicht: der Mann, der den Gesang anstimmte. Er stand ganz alleine da und seine Augen leuchteten, als er sang:

Wälder, Erde,
und Regen und Gelächter,
nieder mit dem König!

Und als die junge Frau im grünen Mantel auf dem Gipfel des Hügels Ausschau hielt, stolperten die Soldaten von Bala Raja durch das Durcheinander von Baumstümpfen und verkohlten Ästen in Richtung der Stadt der Sechs Tore. Falken stießen auf ihre Köpfe herab.

Kapitel 42

Es stellte sich heraus, dass es für Jaya ein schwerer Tag wurde. Er hatte gedacht, er könnte als Geschichtenerzähler durchgehen und dabei die Wachen beobachten und sich mit ihren Gewohnheiten

vertraut machen. Aber niemand wollte Geschichten hören. Die Menschen der Stadt waren praktischer Natur und rannten hierhin und dorthin zur Arbeit.

„Ein voller Geldbeutel macht gleichgültig gegen Geschichten“, sagte ein Mann, der mit seinen Dienern vorbeieilte.

Schließlich gab Jaya auf. „Was für eine Stadt!“ dachte er. „Satya wird als Bettler auch nicht mehr Glück haben als ich als Geschichtenerzähler. Die Leute werden ihm einfach sagen, er soll sich eine Arbeit suchen.“

In diesem Augenblick hörte er das Schreien der Menge. Was konnte das sein? Was könnte diese langweiligen Stadtleute in Aufregung versetzen? Er ging dem Lärm nach. Er kam in die Nähe eines Feldes, auf dem ein Wettkampf im Bogenschießen stattfand.

Die Bogenschützen trugen die Farben des Königs. Die Tribüne war voller Zuschauer, obwohl es mitten am Tag war. Jaya war überrascht, dass so viele Leute ihre Arbeit hatten liegen lassen, aber bald entdeckte er den Grund dafür: Die Zuschauer setzten große Geldsummen auf ihre Favoriten. „Wieder geht es um Geld“, dachte Jaya. „Das hätte ich mir denken können.“

Er beschloss, sich auf die Tribüne zu setzen und den Bogenschützen ein paar Minuten lang zuzusehen. Viele Wachen des Königs waren dort. Einige beobachteten die Menge, aber die meisten sahen dem Wettkampf zu.

Auf dem Feld spannte ein Mann seinen Bogen. Als er zielte, schüttelte Jaya vor Unmut den Kopf. Er sagte leise: „Was denkt der Mann wohl, was da auf seinen Bart herunter bläst? Die Ziege seines Bruders? Weiß er nicht, was Wind ist? Schließlich fühlt er ihn doch wohl! Der Wind wird seinen Pfeil weit tragen.“

Immerhin traf der Pfeil das Ziel ganz am Rand. Ein Seufzen kam von der Menge.

Jetzt trat ein anderer Mann auf. „Er denkt wohl, sein Bogen ist ein Feind, den er erwürgen muss!“ murmelte Jaya, als der Mann den Bogen viel zu fest in die Hand nahm. Er ließ einen

Pfeil los. Wieder war der Schuss weit, aber nicht so weit wie der des ersten Mannes. Jaya seufzte.

Als ein dritter Bogenschütze zielte, sagte Jaya: „Ja! Du machst es richtig! Jetzt schieß um Himmels willen! Steh nicht da wie ein Bauer, der darauf wartet, dass seine Kuh Zwillinge gebiert!“ Der Mann hielt den Pfeil zu lange fest und er flog nicht weit genug.

Ein Schatten fiel auf Jaya. Er sah auf und erblickte eine der Wachen. Sie stand neben ihm und verdunkelte ihm die Sonne. Der Mann war wie ein Stier gebaut und seine Lippen verzogen sich ärgerlich. „Habe ich gehört, wie du Urteile über einen königlichen Bogenschützen abgegeben hast?“

Jaya stand sofort auf und verbeugte sich vor der Wache: „Ich entschuldige mich vielmals, Offizier! Ich habe die üble Angewohnheit, laut zu denken.“

„Du hast die üble Angewohnheit, überhaupt zu denken“, grummelte die Wache und sah ihn von oben bis unten an. „Pass nur auf, dass das nicht noch mal passiert! Du kennst die Strafe für dieses Verbrechen!“

„Ah. Ja, natürlich. Danke, Offizier, ich werde aufpassen.“ Jaya setzte sich wieder und lehnte sich auf seinem Platz zurück. Es ärgerte ihn, dass er sich bei einer Wache hatte entschuldigen müssen, aber schließlich war er hier, um seinen König und seine Königin zu befreien, und deshalb durfte er auf keinen Fall selbst in Schwierigkeiten geraten, noch dazu über etwas so Unwichtiges wie einen Bogenschützen-Wettbewerb.

Trotzdem! Es war schon seltsam, dass es verboten war, einen königlichen Bogenschützen zu kritisieren! In Goldland gehörte es zum Sport, Kommentare zu erfinden. Viele kamen eher wegen der Bemerkungen zu den Spielen als wegen der Bogenschützen. Nach den Wettbewerben wurden berühmte Kommentatoren von den Menschen auf den Schultern getragen.

Jaya biss sich auf die Zunge, um nichts mehr zu sagen, und sah den miserablen Bogenschützen der Stadt der Sechs Tore weiter zu.

***

Satya und Raja sahen einander an. Raja stand unten und Satya balancierte auf dem Rand des hohen Eisenzaunes. Satya ließ sich auf den Boden fallen und kam leicht wie ein Blatt auf. „Junge, der überall auf einmal ist? Hast du mich so genannt?“

„Wenn du es nicht bist, dann sag es nur!“

„Stimmt. Ich bin’s. Was hast du gehört?“

„Ich habe gehört, dass du daran beteiligt warst, Puti Mamsas blutiges Opfer zu verhindern. Ich habe gehört, dass du ein Freund der guten Hexe bist, die die Hunderttausend Zeichen niedergebrannt hat. Sind das Lügen?“

Satya wollte gerade sagen, das der Teil über die Hexe nicht stimmte, aber er hielt inne. Vor Kurzem hatte er sich gewundert …

„Und?“fragte Raja ungeduldig.

„Das meiste – das meiste, von dem, das du sagst, stimmt. Aber es war alles ein Zufall. Ich meine, wir gingen nicht in die Stadt, um all das zu machen.“

Rajas Blick verriet, wie aufgeregt er war. „Wollt ihr mit dieser Stadt dasselbe machen?“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn ihr meine Hilfe wollt – ich bin bereit!“ Satya überlegte einen Augenblick. „Raja, du hast die Grube in dem Feld das Sechste Tor genannt. Was hast du damit gemeint?“

„Kupfertor für Kupfermenschen.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Hast du nicht bemerkt, dass das Nordtor aus Kupfer ist? Was ist Kupfer wert? Nicht viel, verglichen mit Silber und Gold. Im Norden leben die armen Leute. Was sammeln sie an? Überhaupt kein Geld. Sie gehen nicht durch das Himmelstor. Sie müssen durch das Sechste Tor gehen. Das ist eben hier auf diesem Feld. Dabei wird ihnen geholfen.“

Satya war nicht sicher, ob er noch mehr hören wollte, aber er musste doch fragen: „Wie kommen sie – wie kommen sie durch das Sechste Tor?“

Raja lehnte seinen Hinterkopf gegen den Zaun. „Einmal im Jahr gibt es für die Kupfermenschen ein großes Fest. Kupfertag. Viele, sehr viele von ihnen – Hunderte von ihnen – werden auf Wagen geladen. Die Soldaten fahren sie zu diesem Feld. Sie sagen ihnen, dass sie zu einem Fest gehen. Die Menschen setzen sich auf den Boden und hören den Reden zu. Die handeln davon, wie glücklich sich der König schätzt, dass er die Kupfermenschen hat. Es macht ihn so glücklich, dass er sein Glück mit König Yama teilen möchte.“

„König Yama? Dem König der Toten?“

„Stimmt.“

„Aber –„

„Jedes von ihnen bekommt eine Handvoll Reis. Dann werden sie durch das Sechste Tor geschickt.“

Satya schwieg. Das wollte er wirklich nicht hören!

Aber Raja fuhr fort: „Natürlich wollen einige von ihnen nicht zu König Yama gehen. Dann müssen ihnen die Wachen auf den Weg helfen.“

Satya setzte sich auf den Boden. Seine Kraft hatte ihn verlassen. „Raja“, sagte er schließlich, „erzähl mir von deinen Eltern. Du hast gesagt, du seist erzogen worden, Fragen zu stellen.“

Raja Gesicht spannte sich an. Nach einigen Augenblicken sagte er: „Mein Vater war Königlicher Rat. Er hatte Lügen immer gehasst. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten. Er fing an, den Menschen die Wahrheit zu sagen. Dann hörte ich eines Morgens, als ich gerade aufgestanden war, einen Mann unserem Haus gegenüber ein Muschelhorn blasen. Weißt du, so eins, wie vor der Schlacht geblasen wird. Er blies so laut, dass mir fast das Trommelfell platzte. Meine Mutter schrie: „Das Todeshorn!“ Aber ich wusste nicht, was sie meinte. Ich wusste nicht, dass der König

den Mann mit dem Horn immer zu dem Haus der Menschen schickte, die er töten wollte."

„Meine Mutter versuchte, uns durch die Hintertür aus dem Haus zu bringen, aber die Wachen waren schon dort. Sie verlasen eine lange Rede darüber, wie sehr der König meinen Vater möge, so sehr, dass er sich entschlossen habe, ihn als Gesandten zu König Yama zu schicken. Seine Familie solle ihn begleiten. Ich war der Einzige, der entkam. Ich war oben auf der Mauer und musste mit ansehen, wie sie durch das Sechste Tor gingen."

Kapitel 43

„Du liebst die Wahrheit, deshalb werde ich sie dir sagen. Es fällt mir nicht leicht! Deine Eltern sind im Zentralgefängnis und es ist wie eine Festung gebaut. Wenn du nicht der Junge wärst, der überall auf einmal ist, würde ich sagen, deine Chancen sind gleich Null."

Satya antwortete: „Alles, was ich weiß, ist: Ich muss es versuchen!"

Die beiden Jungen kamen in den Bereich der Stadt, in dem die Gefängnisse lagen. Die Straßen waren voller Wachen. Raja und Satya taten so, als wären sie normale Jungen. Sie warfen sich gegenseitig einen Stock zu und lachten. Sie verhielten sich, als hätten sie gar keine Sorgen in der Welt.

Dann sahen sie es: Eine sich ausdehnende graue Masse von Gefängnisgebäuden. Genau in der Mitte erhob sich das Zentralgefängnis. Gruppen von Wächtern standen nahe beieinander um die Gefängnisse. Feuer brannten. Die Männer unterhielten sich und einige von ihnen spielten mit Würfeln.

Satya sah zum Himmel. Es war wohl drei Stunden vor Sonnenuntergang. Es würde ihn einige Zeit kosten, um die Gebäude herumzugehen und einen Plan auszudenken. Er wollte, dass Jaya wusste, woran sie waren. Er bat Raja, er möge Jaya finden und ihm alles erzählen.

***

Jaya rieb sich das Kinn und stand auf. Er hatte genug schlechtes Schießen gesehen und nun musste er sich wieder an die Arbeit machen. Er musste eine Möglichkeit finden, einige Wachen kennen zu lernen. Vielleicht könnte er mit ihnen ein Gespräch über Bogenschießen in Gang bringen, natürlich ohne die königlichen Bogenschützen zu kritisieren! Das würde ihm nicht leichtfallen. Als er aufstand, sah er einen Jungen, der zwei Reihen hinter ihm auf der Tribüne saß und ihn anstarrte. Der Junge machte eine unauffällige Bewegung mit dem Kopf, mit der er andeutete, er wolle, dass Jaya zu ihm kam.

Jaya ging lässig zu dem Jungen hinüber und setzte sich neben ihn, als wollte er den Bogenschützen zusehen. Auch der Junge tat so, als sähe er dem Wettkampf zu, und dann sagte er leise: „Kennst du irgendwelche Geschichten, Fremder?“

„Was für Geschichten gefallen dir denn?“

„Ich mag Geschichten über einen Jungen, der überall auf einmal ist.“

„Ah!“

„Kennst du welche?“

„Ja. Ja, ich denke, ich kenne einige.“

„Dann nenne eine!“

„Ich kenne die Geschichte von Puti Mamsa und wie ihm das Opferfest verdorben wurde.“

„Wie viele Menschen waren bei dem Jungen?“

„Zwei. Ein Mann und eine junge Frau.“

„War der Mann Priester?“

„Nein.“

„Was war er?“

„Er war Bogenschütze.“

„Und wo ist der Bogenschütze jetzt?“

„Was meinst du wohl?“

„Ich denke, er ist nicht weit weg. Er spricht gerade mit jemandem."

„Mit wem spricht er?"

„Mit einem Freund, der möchte, dass diese Stadt ebenso gereinigt wird wie jene Stadt gereinigt wurde."

Also sprachen sie miteinander und gewannen Vertrauen zueinander. Raja erzählte alle Neuigkeiten über Satya. Ein Schatten fiel über Jaya. Er sah auf und sah, dass eine der Wachen neben ihm stand und ihm die Sonne verdeckte. Es war der Mann, der wie ein Stier gebaut war. Seine Lippen verzogen sich ärgerlich.

Raja sah den Mann an und sagte nichts mehr. Dann flüsterte er Jaya zu: „Er hat mich erkannt, jetzt gibt es Schwierigkeiten!" Raja stand auf. Als er um sich blickte, sah er, dass an jedem Ein- und Ausgang Wachen standen. Die Schwierigkeiten waren schon da! Und zwar ernsthafte!

Die Wache war nun nahe herangekommen und öffnete gerade den Mund, um etwas zu sagen, als Jaya die Hände hochriss, den Kopf schüttelte und schrie: „Was für Meisterschützen! Meine zweijährige Nichte kann besser schießen! Mein süßer kleiner Schoßaffe von einer Nichte kann besser schießen!"

Die Wache erstarrte. Alle auf der Tribüne hielten den Atem an. Jaya hatte so laut geschrien, dass sogar die Bogenschützen auf dem Feld innehielten und ihn ansahen. Jetzt sahen alle Wachen ärgerlich zu Jaya hin und drei kamen auf ihn zu. Die Zuschauer verrenkten sich den Hals, um das Ganze zu beobachten. Der große Wächter wurde von all den Tumult einen Augenblick lang abgelenkt, und als er wieder hinsah, war Raja verschwunden.

Jaya hatte getan, was er hatte tun müssen, um Raja beim Entkommen zu helfen. Er hatte die Schwierigkeiten auf sich gezogen. Nun müsste er alles tun, was im jeweiligen Augenblick notwendig würde.

Er wurde von Wachen umgeben und der große Wächter war besonders ärgerlich, weil er die Gelegenheit verpasst hatte, den Jungen zu fangen, den berüchtigten Unruhestifter der Stadt

der Sechs Tore. Er brachte sein Gesicht nahe an das Jayas heran und sagte mit tiefer Stimme: „Das ist der Bursche, der zu viel denkt und zu viel redet! Der Bursche, der denkt, er könnte zwischen gutem und schlechtem Schießen unterscheiden. Vielleicht kann er uns ja einmal seine eigene Geschicklichkeit mit dem Bogen zeigen?“

Die anderen Wachen lachten und stießen Jaya vorwärts auf das Feld, während die Bogenschützen da standen und warteten und die Zuschauer einander etwas zuraunten. Als Jaya auf dem Feld war, drückte ihm eine Wache einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen in die Hand. Der große Wächter gab den anderen Bogenschützen Anweisungen und wandte sich dann an die Menge:

„Bürger! Hervorbringer von Wohlstand! Heute haben wir Glück! Heute haben wir einen Besucher aus einem Dorf, in dem den zweijährigen Mädchen beibringt, erstaunlich geschickt zu schießen! In diesem Dorf können sogar Affen besser mit dem Bogen umgehen als unsere königlichen Bogenschützen! Da könnt ihr euch vorstellen, wie erst die erwachsenen Männer schießen können! Deshalb geben wir jetzt diesem Mann Gelegenheit zu zeigen, dass er zehnmal besser ist als unsere Männer.“

Zehn königliche Bogenschützen stellten sich etwa hundert Meter von Jaya entfernt auf. Die Spielregeln waren einfach und tödlich. Wenn der Wächter ein Zeichen geben würde, dann sollten die zehn Männer Pfeile aus ihren Köchern nehmen, den Bogen spannen und auf Jaya schießen, während Jaya dasselbe tun sollte, nur dass er auf alle zehn Wachen schießen müsste. Auf der Tribüne herrschte Schweigen, denn die Zuschauer erwarteten den Tod des Fremden.

Der große Wächter lächelte. Dann warf er den Kopf zurück und schrie das Signalwort: „Geld!“

Mit großer Geschwindigkeit zogen die zehn königlichen Bogenschützen Pfeile aus ihren Köchern und spannten ihre Bogen. Ebenso schnell wurden ihre Bogen schlaff. Hatten sie geschossen? Die Zuschauer verrenkten sich den Hals, um besser sehen zu

könne. Der Fremde stand noch! Er hielt seinen Bogen in der Hand. Die Bogenschützen prüften ihre Bogen. Die Sehnen waren durchgetrennt! Ihre Pfeile lagen zu ihren Füßen auf dem Boden. Die Menschen auf der Tribüne schnappten nach Luft.

Die Wächter stürzten sich, nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt hatten, auf Jaya und nahmen ihm den Bogen weg. Jaya könnte sie ja alle im Augenblick erschießen, aber das wollte er gar nicht.

Jetzt ging der große Wächter um Jaya herum und rieb sich das Kinn. „Ich habe von einem Mann gehört, der so schießen konnte. Man erzählt sich Geschichten über ihn. Er war früher einmal im Heer des dummen alten Mannes Hiranya. Ich glaube, sein Name war Jaya Prabhasa."

Jaya sagte nichts dazu.

Der Wächter fuhr fort: „Ich denke, du wirst morgen eine ausgezeichnete Gelegenheit bekommen, unserem Volk deine Geschicklichkeit zu zeigen. Ja, morgen wird es sehr gut passen!" Dann lachte er: „Bringt ihn weg!"

***

Als die Sonne hinter dem Gebirge im Westen verschwand, gab es am Westtor einen Aufruhr. Eine Gruppe von Holzfällern der königlichen Armee stolperte herein. Die Männer hatten ihre Werkzeuge verloren, sogar die Äxte. Sie waren erschöpft und von Durst überwältigt. Sie warfen wilde Blicke um sich und das, was sie erzählten, schien völlig sinnlos.

Zuerst dachten die Stadt-Wachen, die Männer wären von Feinden angegriffen worden. Aber als sie den Geschichten zuhörten, die davon handelten, dass Äxte nicht schlugen und Elefanten nicht gehorchten und alles Übrige, staunten sie. In diesem Augenblick stolperte ein Mann durch das Tor und schrie: „Lang mögen die Bäume leben!" Die Wachen tauschten unruhig Blicke miteinander. Was war nur in der Stadt der Sechs Tore los?

Kapitel 44

Kein Mondschein! Vor den niedrigen Gefängnisgebäuden im nördlichen Stadtteil gingen zwei Wachen auf und ab. Sie blieben stehen und sahen aufmerksam in alle Richtungen. Dann gesellten sie sich zu einer Gruppe Kameraden, die an einem kleinen Feuer mit Würfeln spielten. Die Flammen warfen flackernde Schatten auf die Wände und niemand bemerkte den Schatten, der durch den Hof und über einen niedrigen Schuppen in den Weg dahinter tanzte.

Satya lag am Fuße eines Backsteingebäudes und wartete, dass seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hätten. Eine Wache ging an ihm vorüber. Satya wartete, bis sie einige Male hin und her gegangen war. Der Mann ging nach festem Plan alle vier Minuten an ihm vorüber. Satya wusste, was er zu tun hatte. Sobald er dieser Wache entkommen war, musste er sich einen Weg durch die Straßen zum Zentralgefängnis suchen. Das lag weiter im Norden. Raja hatte nur den Kopf geschüttelt, als Satya vom Gefängnis gesprochen hatte. Er hatte gesagt, dass es außer durch das riesige, stark bewachte Eingangstor keine Möglichkeit gab, ins Innere zu gelangen.

Satya wartete, bis die Schritte der Wache allmählich verhallt waren, dann rannte er leichtfüßig den Weg hinunter. Er ging auf verschlungenen Pfaden und stieg über niedrige Gebäude. Alle paar Sekunden hielt er an und lauschte, ob keine Wachen in der Nähe seien.

Eine halbe Stunde lang suchte er sich einen Weg durch den Irrgarten, wobei er die Feuer der Wachen umging und sich im Schatten hielt.

Dann plötzlich stand es vor ihm! Das Zentralgefängnis erhob sich wie ein schwarzer Berg in der Nacht. Im Licht der Feuer in der Ferne erschienen die Wände glatt. Satya stand daneben und schloss die Augen. Seine Hände glitten leicht über die Oberfläche. Er fühlte sie mit den Fingerspitzen. Tatsächlich war

die Oberfläche glatt. Allerdings gab es Fugen, wo die Steine aneinanderstießen. Vielleicht würden sie ihm genügen, um daran Halt zu finden. Aber wohin führten sie? Hatte die Mauer wohl Fenster? Als er das Gebäude aus der Ferne gemustert hatte, hatte er keine gesehen und auch jetzt sah er keine. Er müsste aufs Geratewohl klettern und sein Leben dem Schicksal anvertrauen. Aber er hatte keine andere Wahl.

„Ich habe hier keinen Tanzpartner“, dachte er und drückte die Hände gegen den unnachgiebigen Stein. Ihm fehlte das Wiegen der Äste, der Atem der Bäume, das Streichen der Blätter über seine Wangen. Er war barfuß. Nun bog er seine Zehen und bereitete sich darauf vor, den leblosen Stein zu erklettern. Er hielt die Augen geschlossen und machte sich daran, die Wand hochzuklettern.

***

Satya war in Schweiß gebadet und atmete schwer. Er hing an der Mauer des Zentralgefängnisses. Er war schon eine Stunde lang geklettert und er hatte fast die Spitze erreicht, aber ihm war nichts begegnet, das ihm hätte Hoffnung machen können. Zweimal war er ausgerutscht und nahe daran gewesen, sich zu Tode zu fallen. Seine Zehen- und Fingerspitzen fühlten sich rau an und bluteten. Er hatte nie Höhenangst gehabt, aber eine solche Aufgabe hatte sich ihm noch nie zuvor gestellt! In den Bäumen konnte er sich an den Zweigen festhalten, und wenn er sprang, gab es immer noch eine zweite Chance, einen zweiten Ast, an dem er sich festhalten konnte, wenn er den ersten verfehlt hatte. Hier war es vollständig anders! Die Wand war senkrecht und tödlich und würde keinen Fehler vergeben. Ein einziger könnte sein letzter sein. Als er die Augen aufmachte und den Kopf wandte, um seine Situation zu erfassen, geriet er in Panik. Er wusste, dass es, wenn er der Panik nachgäbe, mit ihm zu Ende wäre. Ebenso gut könnte er gleich in die Luft springen. Er schloss die Augen wieder und atmete tief ein. Er veränderte vorsichtig

seine Stellung. Sofort verkrampfte sich einer seiner Finger. Der Schmerz war unerträglich.

Er stellte sich vor, wie sein Körper bis weit hinunter auf den Boden fiele. Dann dachte er an Jaya, der vergeblich auf ihn warten würde. Er dachte an Mati, weit entfernt in Nandas Palast. Mati würde auf ihren Bruder warten und ihn doch nie wiedersehen. Er dachte an seine Eltern, in deren Nähe er in eben in diesem Augenblick war, die aber nicht einmal den Aufprall seines Körpers auf den Boden hören würden. Gäbe es einen kleinen Aufprall in ihren Herzen, wenn er auf dem Boden aufschlug, und würden sie den Kopf heben und sich wundern?

In diesem schlimmsten Augenblick, als er schon so weit war aufzugeben und alles sein zu lassen, hörte Satya eine Stimme in seinem Kopf.

„Satya, Satya, wovor hast du Angst? Ich bin der Tod und wir sind uns schon einmal begegnet. Hast du das vergessen? Du kannst deine Augen nicht vor mir verschließen und du kannst nicht an mir vorbeiklettern! Aber wenn du Satya, der Tänzer bist, dann tanze mit mir!“

Satya verlor die Angst. Er wandte sein Gesicht der Wand zu, spreizte seine Finger und tanzte den Stein-Tanz.

***

Im Inneren des Zentralgefängnisses war es still wie in einem Grab. Satya lag auf dem Boden und streckte Arme und Beine. Er streckte seine Finger und Zehen. Er sagte nichts und er dachte nichts. Seit dem Augenblick, als er den Tod hatte sprechen hören, war sein Geist still und klar wie ein Teich, auf dem sich das Wasser nicht kräuselte.

Als die Angst ihn verlassen hatte, war Satya mit neuer Geschicklichkeit und Leichtigkeit weitergeklettert. Bald schon hatte er ein schwaches Licht zu seiner Rechten erspäht. Er war dorthin geklettert und fand ein hohes Fenster mit vier riesigen Eisenstangen. In dem Gebäude brannte eine Fackel, die an der

Mauer befestigt war. Ein kurzer Blick hatte Satya genügt, um ihm alles, was er über diese Stangen wissen musste, zu verraten. Sie waren zwar dick und stark, aber der Abstand zwischen ihnen war zu groß, um einen schlanken zwölfjährigen Jungen daran zu hindern, ins Innere zu steigen. Er war zwischen ihnen hindurch geschlüpft wie eine Elritze durch die Maschen eines Fischernetzes.

Jetzt streckte und rollte er sich auf dem kalten Boden. Als der Schmerz nachließ, kniete er sich hin und sah um sich. Etwa alle zwanzig Meter hing im Gang eine Fackel an der Wand. Zwischen den Fackeln waren schattige Nischen. Er lauschte. Als er entfernte Fußtritte hörte, lief er ihnen ein wenig die Halle hinunter entgegen.

Die Wache! Satya duckte sich in den Schatten und sah den Mann an sich vorüber gehen. Er gähnte und strauchelte und sah nichts. Wenn er auf den Steinfußboden geschaut hätte, dann hätte er die Blutspur von Satyas verletzten Zehen sehen können, aber er sah nicht auf den Boden. Als der Klang seiner Schritte undeutlicher wurde, ging Satya in den Gang zurück. Er verlor keine Zeit, sondern er ging tief in das Gefängnis hinein. Er hielt sich außer Sichtweite der Wachen und lauschte auf die schweren Türen der Gefangenenzellen. Er hörte Ächzen und Seufzen, aber es gab keine Möglichkeit zu erfahren, wer die Gefangenen waren. Dann hörte er ein neues Geräusch – ja, es waren unverkennbar die Schritte einiger Männer, die gemeinsam gingen. Ihre Schritte waren schwer und sie hörten sich an, als seien die Männer, die dort gingen, sehr stolz. Sie gingen durch den Gang zu seiner Rechten und kamen genau auf ihn zu. Satya drückte sich in den Schatten einer Steinnische und wartete.

Sechs Wächter gingen vorüber. Bei ihnen war ein Mann in weißem Gewand, der etwas in den Händen hielt. Sie hatten einen so stolzen Gang, als wären sie auf einem offiziellen Empfang. Satya folgte ihnen mit lautlosen Schritten. Als er hörte, dass die Gruppe vor ihm hinter einer Biegung in der Mauer stehen blieben, hockte er sich hin und wartete.

Ein ohrenbetäubender Lärm hallte von den Steinwänden wider! Satya ging in die Knie und hielt sich die Ohren zu. Was war das? Es kam ihm bekannt vor. Es war der Klang, den die Männer vor einer Schlacht ertönen ließen: Ein Mann blies auf einer großen Muschel, einem Muschelhorn.

Satya nahm die Hände von den Ohren. Der Mann blies das Horn zuerst laut und dann leise. Er blies es so laut, dass es sich anfühlte, als würde das Trommelfell platzen! Dann spielte er es leise, sodass es wie das Ächzen eines Geistes auf dem Feld klang. Ein Gedanke kam Satya in den Sinn. War das das Todeshorn?

Er kroch näher heran. Nun las ein Soldat eine Proklamation: „Im Namen Seiner königlichen Hoheit, des Königs Macht, des Gottes der Götter, des Herrn der Stadt der Sechs Tore, des Weisesten aller Weisen, der mit der Macht seiner Majestät das Himmelstor hält, durch das erfolgreiche Seelen ins Reich des Reichtums kommen, ernenne ich dich, Hiranya, und dich, Sundari, früher König und Königin von Goldland zu Sonder-Botschaftern für Yama. Morgen bei Sonnenaufgang werdet ihr dorthin reiten. Ihr werdet vom Leichnam des Kriegers Jaya Prabhasa, der bei einem sportlichen Wettkampf tragischerweise ums Leben kam, und den Knochen eurer unglücklichen Kinder, die im Wald der Vielen Bäume umkamen, begleitet.“

Tragischerweise ums Leben kam? Satya versuchte, seinen Geist auf diese Worte zu konzentrieren. Jaya? Wie war das passiert? Oder war es eine Lüge? Sie logen ja über die unglücklichen Kinder, dann konnten sie auch über Jaya lügen! Er konnte es sich nicht leisten, im Augenblick darüber nachzudenken. Er durfte sich durch nichts ablenken lassen.

Sobald die Männer gegangen waren, kroch Satya zur Zelle seiner Eltern und legte sich auf den Boden bei dem Schlitz für das Essen, sodass er in die Zelle hineinsehen konnte.

Sie war so hergerichtet, dass sie ein Hohn für König und Königin waren: Es gab einen aus Knochen hergestellten Königsthron, Kronen aus Lumpen und Abfall, Edelsteine aus

billigem Glas. Ratten krochen über den Fußboden des schmutzigen kleinen Raums.

Satyas Vater lehnte sich gegen eine Mauer. Wie weiß sein Haar geworden war! Sundari tröstete ihren Mann. Sie sah zerbrechlich aus.

Satya fiel nichts ein, das er hätte sagen können. Er konnte ihnen kein einziges Wort zum Trost sagen! Wenn er ihnen seinen Plan mitteilen würde, dann würde er sie damit nur in noch größere Gefahr bringen.

Er wischte sich die Tränen weg. Sein Plan. Wie war sein Plan? Er hatte keinen Plan. Er wusste nur, dass keine Zeit war, weder zum Weinen noch zum Zögern. Er musste schnell handeln. Er stand mit einer einzigen Bewegung vom Boden auf und in weniger als zwei Minuten war er wieder am Fenster. Er schlüpfte durch die Gitterstäbe und ließ sich über das Sims hinunter. Er fand die winzigen Spalten, in die sich seine verletzten Finger und Zehen fügen mussten. Eine Welle von Müdigkeit überkam ihn, als er sich an der Front des Gebäudes herunterließ.

Satya war so müde, dass er die bärtige Gestalt nicht bemerkte, die sich über dem Fenster gegen die Wand drückte. Als Satya hinunterkletterte, kletterte auch die Figur hinter ihm hinunter.

***

Vor dem Westtor der Stadt schlief eine Gestalt in einem dunklen Mantel. Sie lehnte gegen die Wand eines Schuppens. Ein Krähenschwarm setzte sich aufs Dach und in der Dunkelheit wechselten große Tiere über den Weg und hielten Wache. Mati die Grüne träumte.

Ihre Mutter und ihr Vater hatten schwarze Schwingen. Sie waren aus der Stadt herausgeflogen und ruhten sich auf dem Dach des Schuppens aus. Ihre leisen Stimmen kamen zu ihr herüber: „Vor langer Zeit“, sagten sie. „Vor langer, langer Zeit.“

Mati lächelte im Schlaf. Heute Abend würde sie ihrer Mutter und ihrem Vater zuhören, wie sie von einer Zeit erzählen würden, die schon lange her war. Sie würde sich nicht darüber beunruhigen, sich die Frage zu stellen, welche Zeit jetzt war.

Kapitel 45

Für die Wachen am Westtor war es ein Morgen wie jeder andere. Sobald die Sonne im Osten erschien, öffneten sich die silbernen Torflügel. Wie üblich wartete eine Menschenmenge, die aus Händlern, Bauern und normalen produktiven Bürgern bestand, darauf, eingelassen zu werden. Die Wachen stellten sich auf und bemühten sich, möglichst wachsam zu wirken. Viele gähnten noch.

Und dann war es, als käme ein Wind auf. Die Menge beschleunigte ihre Schritte. Ein Krähenschwarm flog im Niedrigflug zwischen den Torflügeln in die Stadt. Die Wachen fluchten und schwangen ihre Silberstöcke gegen die Vögel. Krähen bedeuteten Unglück.

Als die Menge niederkniete und zum Himmelstor aufsah, durchschritt eine junge Frau im dunkelgrünen Cape das Westtor. Sie kniete nicht nieder und sie warf nicht einmal einen Blick auf das Himmelstor. Sie ging einfach weiter.

Der Offizier mit erhobenem Schwert, der auf der Plattform stand, runzelte die Brauen, zeigte mit dem Schwert auf sie und wollte schreien. Da krabbelte ihm eine Fliege in die Nase und er beugte sich nach vorn und nieste.

Drei Wachen gingen auf die Frau zu. Sie hielten ihre Silberstäbe schlagbereit. Zwanzig Krähen landeten auf dem ersten Mann und als gerade ein zweiter und ein dritter Mann vor Staunen den Mund aufrissen, kamen Menschen von außerhalb des Tores voller Entsetzen angerannt und schrien: „Tiger! Leoparden!“ Schreien und Verwirrung herrschten, als die

Torwächter die Tore zu schließen begannen. Als die letzte der Wachen durch die Tore rannte, erklang das Brüllen einer Tigerin.

In dem allgemeinen Durcheinander bemerkte niemand die junge Frau, die in die Stadt gekommen war. Ihr Schritt war gleichmäßig und ihr Gesicht ruhig. Es war Mati die Grüne.

Nicht weit vor Mati bildete sich eine Menschenmenge und bewegte sich in Richtung des Nordteils der Stadt. Mati folgte ihr. Vögel flogen um sie herum. Rinder und Ziegen sahen Mati an und wurden unruhig. Sie zogen an den Seilen, mit denen sie festgebunden waren. Hunde hörten auf, sich am Straßenrand etwas zu fressen zu suchen, und hoben aufmerksam die Köpfe. Dann liefen sie hinter Mati her.

Die Menge, die der königlichen Prozession zum Sechsten Tor folgte, wurde von Minute zu Minute größer. Die Menschen gehorchten den Wachen und gingen manierlich. Neugierig rissen sie die Augen auf. Es gab heute neue Gesandte für Yama!

Alle hundert Meter hielt die Prozession an und der Mann blies das Muschelhorn. Zuerst blies er es laut und dann blies er es leise. Zuerst blies er es so laut, dass es sich anfühlte, als würde das Trommelfell platzen. Dann spielte er es leise, sodass es wie das Ächzen eines Geistes auf dem Feld klang.

Hinter dem Mann mit dem Horn kamen vier Pferde. Auf einem saß ein alter Mann mit weißem Haar. Er sah so müde aus, dass man fürchten musste, er könnte jeden Augenblick vom Pferd fallen. Auf einem anderen Pferd saß eine Frau. Sie hatte einen traurigen, aber würdevollen Gesichtsausdruck und saß aufrecht im Sattel. Auf das dritte Pferd war ein kleiner Haufen Knochen gebunden. Das vierte Pferd war leer, als wäre der Reiter noch unterwegs zu seinem Pferd.

Mati ging am Ende der Prozession. Das Durcheinander um sie herum wurde größer. Rinder hatten sich von ihren Seilen losgerissen und gingen auf die Menschen auf der Straße los. Hunde zwickten gute, aufrechte Bürger in die Hacken. Krähen stießen auf die Familien herunter, die aus ihren Fenstern zusahen. Hoch oben im Himmel schwebten Falken.

Über der Stadt glitzerte das Himmelstor.

Die Tribüne in der Nähe des Sechsten Tors füllte sich mit gut angezogenen Bürgern und ihren Kindern. Sie hielten Gebäck und Süßigkeiten, das in Baumwollstoff eingewickelt war, in den Händen. Sie saßen da und aßen und wollten der Vorstellung zusehen.

Sie wurden unruhig. Die Entsendung der Botschafter war immer ein großes Ereignis, aber an diesem Morgen ging es irgendwie nicht nach Plan. Zuerst hatte der Tanzbär seinen Herrn umgestoßen und war in die Stadt entflohen. Dann hatte die Kobra ihr Nackenschild ausgebreitet und sich auf den Schlangenbeschwörer gestürzt. Anschließend war sie unter den Sitzreihen verschwunden.

Aber jetzt sollte ein Wettkampf im Bogenschießen stattfinden und das war großartig! Bogenschützen in prächtiger Kleidung füllten das Feld. Nun wurden sie auf der ganzen Westseite aufgestellt. Es waren so viele! Ein großgewachsener Mann war in einem Wagen auf die Ostseite des Feldes gebracht worden. Dort stand er nun, umgeben von Wachen mit Speeren, den Bogenschützen gegenüber. Ein Bogen und ein Köcher waren ihm zu Füßen gelegt worden, aber er schien nicht an ihnen interessiert zu sein. Wer war er?

Nun traten der König und seine Ratgeber auf und nahmen ihre Plätze auf besonderen Sitzen direkt neben dem Feld ein. Bala Rajas Auftritt enttäuschte - wie immer - seine Untertanen ein bisschen. Trotz seiner goldenen Kleidung und seiner mit Edelsteinen besetzten Krone war er eine wenig eindrucksvolle Gestalt. Er war ein gebeugter kleiner Mann mit säuerlichem Gesichtsausdruck und dünner Stimme. Er hustete und machte eine kleine Handbewegung, um anzuzeigen, dass das Bogenschießen anfangen sollte.

Ein riesiger Wächter trat in die Mitte des Feldes. Nachdem er sich vor Bala Raja verneigt hatte, schrie er: „Produzenten! Hersteller des Reichtums! Im Namen Seiner königlichen Hoheit, des Königs Macht, des Gottes der Götter, des Herrn der Stadt der

Sechs Tore, des Weisesten aller Weisen, der mit der Macht seiner Majestät das Himmelstor hält, durch das erfolgreiche Seelen ins Reich des Reichtums kommen, heißen wir euch willkommen!

Heute haben wir hier einen Mann, der in der ganzen Welt für seine Geschicklichkeit mit dem Bogen berühmt ist. Er heißt Jaya Prabhasa. Im Land, aus dem er kommt, werden Jungen mit kleinen Bogen und Pfeilen in den Händen geboren. Wenn die Hebammen sie schlecht behandeln, dann erschießen die Jungen sie auf der Stelle. Im Alter von zwei Jahren jagen diese Jungen in den Wäldern und im Alter von zwölf Jahren treffen sie ein Korn gekochten Reis in fünfzehn Kilometern Entfernung. Die Kusinen dieser Jungen schießen fast ebenso gut und die Affen, die den Kusinen gehören, sind wegen ihrer Treffsicherheit sehr gefürchtet.

Produktiv Lebende! Geld-Macher! Beiträger zum Bruttonationaleinkommen! Heute hat Seine Majestät in seiner großen Gnade befohlen, dass Jaya Prabhasa tausend und ein Pfeil gegeben würden, damit er tausend Bogenschützen die Stirn bieten könne. Einmal darf er also sogar danebenschießen!

Alle sollen schießen, wenn das Signal gegeben worden ist. Lang lebe König Macht!“

Aber Jaya Prabhasa verschränkte die Arme vor der Brust und nahm den Bogen nicht auf. Die Männer mit Speeren stießen ihn an, aber sie konnten ihn nicht dazu bringen, am Wettkampf teilzunehmen. Als die Menge unruhig wurde, stand der König auf und quäkte: „Fangt an! Worauf wartet ihr noch?“

Also wählten tausend Bogenschützen tausend Pfeile aus und spannten tausend Bogen.

In diesem Augenblick gab es am Eingang zum Feld eine Unruhe. Die Prozession mit dem feindlichen König und der feindlichen Königin war vor der Zeit angekommen. Der riesige Wächter guckte ärgerlich. Was für eine schlechte Zeitplanung! Er hielt die Hand hoch, um den Bogenschützen anzuzeigen, sie sollten noch nicht schießen. Alle auf der Tribüne verrenkten sich den Hals, um zu sehen, was geschehen würde.

Was war mit der Prozession los? Hunde und Kühe und Bürger rannten in alle Richtungen. Krähen stießen auf die Köpfe der Menschen in der Tribüne herab. Die Pferde machten auch viel Mühe. Das Pferd mit den Knochen auf dem Rücken stieg und die Knochen fielen klappernd zu Boden.

Der Mann mit dem Horn wollte wohl die Würde der Prozession wiederherstellen. Er blieb stehen und führte das Horn an die Lippen. Zuerst blies er es laut und dann blies er es leise. Er blies es so laut, dass es sich anfühlte, als würde das Trommelfell platzen. Dann – flog ihm eine Biene ins linke Ohr. Er ließ das Horn fallen und fiel auf die Knie. Er machte ein Geräusch, das wie das Ächzen eines Geistes auf dem Feld klang.

Bala Raja stand immer noch. Sein Gesicht war rot vor Ärger. Alle waren gespannt auf das, was er sagen würde. „Beendet den Wettkampf! Ihr verschwendet nur meine Zeit!“

Wieder spannten die Bogenschützen ihre Bogen und zielten. Aber Jaya Prabhasa sah sie gar nicht an. Er sah den König und die Königin aus Goldland an. Dann, als die Menschen in der Menge den Atem anhielten, verneigte er sich. Bala Raja war außer sich vor Wut. Er schrie so stark, dass er sein ganzes königliches Gewand bespuckte. „Fangt an! Fangt an!“ Und der riesige Wächter rief den Bogenschützen das Signalwort zu: „Geld!“

***

Ein Windsturm riss die Äste von den Bäumen. Es war ein Wirbelsturm, der ein Holzgebäude traf. Diese Stürme sind schrecklich und, wer einmal einen erlebt hat, vergisst ihn nie mehr! Auf dem Wettkampf-Feld des Sechsten Tores hörte man den Lärm.

Der Wind schrie, Staub wirbelte auf und es gab ein furchtbares Krachen und Brechen. Und dann hörte es, ebenso schnell, wie es angefangen hatte, wieder auf. Die Menschen auf der Tribüne wischen sich den Staub aus den Augen und guckten. Sie sahen tausend Bogenschützen am Rand des Feldes stehen,

aber ihre Hände waren leer. Zu ihren Füßen lagen Haufen von Holzspänen.

Als die Leute Jaya Prabhasa ansahen, bemerkten sie, dass er ruhig dastand. Sein Bogen lag zu seinen Füßen. Er hatte ihn nicht berührt. Was für ein Dämon war er, dass er die Bogen seiner Feinde zerschmettern konnte, ohne einen Finger zu rühren?

Aber Jaya Prabhasa schenkte weder seinem Bogen noch den Menschen auf der Tribüne seine Aufmerksamkeit. Er blickte mit undurchdringlichem Gesichtsausdruck in die Ferne. Er blickte über die umherlaufenden Tiere und Wachen, sogar über den König und die Königin hinweg. Er blickte auf eine junge Frau, die auf das Feld getreten war. Sie trug einen langen grünen Mantel.

Bala Raja war in Raserei verfallen. Er schlug einen seiner Ratgeber, er schlug so sehr auf ihn ein, als wäre alles seine Schuld und schrie: „Das Tor! Yamas Tor!“

Die Wachen stürzten sich auf den König und die Königin von Goldland und drängten ihre Pferde in Richtung des Tores, das qualmte und sprühte und bitteren Rauch in die Luft stieß. Die Bogenschützen waren noch immer erschrocken und stolperten zu den Wachen hinüber, um ihnen beizustehen. Die Pferde widersetzten sich. Sie schlugen aus.

Zwölf Wachen hielten Jaya Prabhasa zurück, als er sich anschickte, dem König und der Königin zur Hilfe zu eilen. Wachen und Bogenschützen kämpften sich geräuschvoll zum Rand der Grube durch. Die Hufe der Pferde schlugen gegen die Ziegelsteine der Einfassungsmauer. Sie rutschten von den Platten aus rauchgeschwärztem Kupfer ab.

Aber plötzlich rannte ein Junge über das Feld und schrie. Die Menschen auf der Tribüne starrten ihn an. Wer war das? Er sah aus – oh nein, es war der berüchtigte Unruhestifter der Stadt der Sechs Tore! Nahe am Tor blieb der Junge stehen und hob die Arme. Die Zuschauer strengten ihre Ohren an, um zu hören, was er sagen würde.

„Bürger! Ich bin Raja der Unruhestifter! Hört mir zu! Ihr braucht diese Menschen nicht zu Yama, dem Gott des Todes zu schicken. Yama und sein Diener sind zu euch gekommen!“

Das Hin und Her auf dem Feld setzte aus und Schweigen befiel die Menge. Was war das? Niemand hatte Yama jemals gesehen …

Die Wachen, die Yamas Tor am nächsten standen, sperrten vor Staunen den Mund auf und zogen sich vom Rand der Grube zurück. Etwas stieg aus der Grube herauf!

Durch den Raum kletterte eine dunkle und verbogene Gestalt. Sie war buckelig und kroch auf das Feld. Yama!

Seine Ohren waren spitz und Hauer wuchsen ihm aus dem Mund. Er riss die Augen weit auf und sein Gesichtsausdruck war so wütend, dass den Menschen die Haare zu Berge standen. Er schnauzte die Wachen an und kroch auf sie zu. Jetzt kletterte noch eine kleinere Gestalt aus der Grube: Yamas Diener!

Yama glitt über den Boden und die Wachen, die andeutungsweise mit den Speeren nach ihm zielten, wichen zurück. Plötzlich sprang Yama senkrecht in die Höhe und überschlug sich in der Luft. Dann überquerte er das Feld in ein paar Sätzen und sprang in die erste Sitzreihe der Tribüne hinauf.

Er landete in geduckter Haltung unmittelbar vor Bala Raja. Der König stand mit schlotternden Knien da. Er zitterte so stark, dass es aussah, als werde ihm gleich die Krone vom Kopf fallen. Seine Wachen standen mit runden Augen neben ihm und konnten sich weder bewegen noch konnten sie atmen.

Yama streckte die Hand aus, nahm dem König die Krone vom Kopf und warf sie über seine Schulter. Dann langte er in sein Gewand und nahm etwas heraus. Er legte es dem König auf den Kopf. Die Wachen rissen den Mund vor Staunen auf. Dann schnüffelten sie. Dann zogen sie die Stirne kraus und guckten noch einmal hin. Ach, Yama hatte ein Stück heißen, mit Butter bestrichenen Roti auf den Kopf des Königs gelegt. Die Butter tropfte schon auf seine Wangen.

Yama sprang aufs Feld zurück. Er warf den Kopf zurück und lachte. Er machte ein Geräusch wie ein Tier aus dem Dschungel – und dann nieste er. Yama griff nach oben und nahm sich den Kopf ab. Er war ein seltsamer alter Mann mit verworrenem weißen Haar. Jetzt nahm auch sein Diener seinen Kopf ab und er war – ein Junge. Es waren Masken! Sie waren maskierte Menschen! Als der alte Mann nieste, begann der Junge zu sprechen und alle lehnten sich nach vorn, um ihn besser hören zu können.

„Bürger! Ich bin Satya, der, der die Wahrheit sagt. Hört mich an!

Das Sechste Tor ist eine Lüge. Es führt nirgendwo hin. Der große Weise Roti Baba, der vor euch steht, hat mich mit in die Grube genommen und wir haben dort nur Knochen der Armen und Betrogenen gefunden.

Bürger! Ich will euch eine andere Wahrheit sagen! Das Fünfte Tor, das Tor der erfolgreichen Seelen, ist ein Narrentor!“

Der Junge wandte sich Jaya Prabhasa zu: „Schieß es herunter, Jaya!“ sagte er. „Schieß es herunter!“

Jaya Prabhasa beugte sich hinunter und hob den Bogen auf, der dort vor ihm auf dem Boden lag. Er nahm den Köcher mit Pfeilen. Dann sah er die junge Frau in Grün an und rief mit lauter Stimme: „Prinzessin, der Bogen ist die Aufgabe wert!“

Und Mati die Grüne rief:

Was Holz zerstören kann,
kann Holz heilen.
Höre
den Ruf der Hüterin.

Vor den Augen der Zuschauenden veränderte sich der Bogen. Er bog sich und glänzte im Sonnenschein – und er wurde zum mächtigsten Bogen, den die Menschen je gesehen hatten. Er war wie der Bogen Schiwas! Dann wandte Jaya Prabhasa sein Gesicht zum Himmel und zielte mit dem großen Bogen. Er schickte einen Pfeil aus. Dann noch drei. Sie verschwanden im Himmel.

„Ergreift sie!“ kreischte Bala Raja. Aber niemand machte Anstalten, irgendjemanden zu ergreifen. Ein Schweigen wie im Inneren eines Steines verbreitete sich. Alle Gesichter wandten sich dem Himmel zu.

Allmählich fing eine Ecke des Himmelstors an, im Wind zu flattern. Dann die nächste, die nächste und die letzte. Das Himmelstor schwoll langsam an, stieg in die Luft und senkte sich dann. Hinunter, hinunter trieb das Himmelstor. Es schimmerte und funkelte und stürzte langsam ein. Falken und Krähen schossen neben ihm herab.

Nun war es unmittelbar über den Köpfen der Menschen. Jetzt war es auf sie gefallen. Das Himmelstor war unten. Es war so groß, dass es das ganze Feld bedeckte: die Tribüne, die Bogenschützen und Tiere, sogar Bala Raja. Aber niemand wurde verletzt. Niemand wurde beschädigt, als das Himmelstor fiel, weil das Himmelstor aus feiner Seide war, auf die kleine Spiegelscherben genäht waren.

Mütter, Väter und Kinder stiegen durch das Himmelstor hindurch. Sie drehten die Spiegelscherben in den Händen hin und her. Es waren nicht einmal Edelsteine, sondern billige Spiegel. Und als die Menschen in die Spiegelscherben in ihren Händen sahen, da sahen sie die Gesichter von Narren!

Langsam standen sie auf. Schweigend gingen sie einer nach dem anderen vom Feld des Sechsten Tors.

***

Ein kleiner Mann rennt schreiend im Feld umher. Er schlägt nach den Leuten, er trifft die Leute und belästigt die Leute. Niemand achtet auf ihn. Wer ist das, der mit der Butter im Haar? Er sieht bekannt aus. O ja! Er war einmal der König der Stadt der Sechs Tore.

Kapitel 46

Wie groß die Freude Matis und Satyas war, als sie auf ihre Eltern zu liefen! Ihre Freude war größer als irgendein Königspalast! Höher als das Himmelstor!

Und was war mit Jaya? Er fühlte sich wie ein barfüßiger Mann, der eine Schüssel mit geschmolzenem Eisen getragen hatte, die er endlich hatte abstellen können! Er hatte eine große und schwierige Aufgabe erfüllt. Er hatte den Prinzen und die Prinzessin zu ihren königlichen Eltern zurückgebracht. Sie waren nicht, wie er gefürchtet hatte, zu Baumgeistern geworden und dann im Wald der Vielen Bäume verschwunden. Wenn sie aber nicht zu drei Geistern geworden waren, was waren sie dann geworden? Wer war Satya wirklich? Und Mati? Wer war diese Frau im grünen Mantel?

Jaya schüttelte den Kopf und hätte das gerne gewusst. Was war er denn geworden? Was war das für eine Reise gewesen, die Reise zur Stadt mit den sechs Toren?

***

Es war nicht einfach, ins Goldland zurückzukommen. Die Reisenden wählten einen Weg, der sie nicht durch das Juckdickicht führte, jedoch konnten sie alle anderen Gefahren nicht vollkommen umgehen. Sie mussten durch das Gebirge klettern, das heute Satyas Last genannt wird, und sie mussten über Bergpässe gehen, die heute Matis Puzzle genannt werden.

Die alte Frau des Bergvolkes hatte gesagt, es sei wichtig zu erkennen, wann man sich erinnern und wann man vergessen müsse, und das erwies sich als richtig. In der Zeit, die auf ihr Abenteuer folgte, vergaß Satya manchmal, dass er Satya der Tänzer war. Aber selbst dann waren in der Nacht seine Träume von dem Gefühl, gewiegt zu werden, und dem sanften Streichen von Blättern über seine Wangen erfüllt.

Mati legte manchmal das Gelübde beiseite und war einfach nur Mati. Aber selbst dann bemerkten Menschen, die

genau hinsahen, dass, wenn sie draußen spazieren ging, im Himmel hoch über ihrem Kopf ein Falke seine Kreise zog und über sie wachte. Und wenn jemand genau hinhörte, wenn Mati an einer Baumgruppe vorüberging, dann konnte er die Bäume sanft murmeln hören, als sprächen sie über jemanden, den sie liebten:

Schlafe ein und träum' von mir
wie Treibholz träumt, wenn Winde weh'n.
Schlafe ein und träum' von mir –
träume, Liebste, wenn Winde weh'n.

Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
wo das Wasser des Leuchtenden Flusses fließt.
Weit, weit weg, wo der Fluss fließt,
am Wasser des Leuchtenden Flusses.

Der indische Verlag schreibt über den Autor:

Dr. Graeme MacQueen ist Spezialist in der Wissenschaft vom Buddhismus und liebt das indische Geschichtenerzählen. Er war Universitätsprofessor und Friedensaktivist und hat Frieden und Gerechtigkeit in acht Ländern auf drei Kontinenten gefördert. Er gründete 1989 das Zentrum für Friedensstudien an der McMaster-Universität in Ontario, Kanada. Er beschäftigte sich außerdem mit Übersetzung und der Erforschung asiatischer Texte und förderte damit die Wertschätzung von Geschichten aus Asien. Er lebt in Dundas, Ontario, Kanada.

http://www.thepeoplespeakradio.net/?s=graeme+MacQueen

Previously Aired On: Tuesday, September 10, 2013 – Listen to the Show!

Der bekannte Professor und Direktor des Zentrums für Friedensstudien an der McMaster-Universität (Hamilton, Ontario, Kanada) ist früh emeritiert, um seine Zeit und Kraft der Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit zu widmen, dabei konzentriert er sich auf die Ereignisse und Anomalien des 11. Septembers 2001. Während Täuschung unabdingbar zum Krieg gehört, hofft die Kampagne für die Wahrheit des 11. Septembers, eine Grundlage für echten Frieden und echte Gerechtigkeit zu schaffen.

Graeme MacQueen wurde in Nova Scotia in Kanada geboren. An der Harvard-Universität promovierte er in Vergleichender Religionswissenschaft und lehrte das Fach 30 Jahre lang an der McMaster-Universität. 1989 wurde er Gründungs-Direktor des Zentrums für Friedensstudien an der McMaster-Universität und trug zur

Entwicklung des BA-Programms in Friedensforschung bei und leitete mit anderen Friedenskonsolidierungs-Projekte in Sri Lanka, Gaza, Kroatien und Afghanistan (mit 2Millionen $ an Regierungs-, der Vereinten Nationen und NGO-Finanzierung). Er leistete auch einen Beitrag zur Entwicklung der *Women's Peace Brigade* in Nordindien (die jetzt in einigen indischen Staaten aktiv ist) und beteiligte sich einige Jahre lang an der *Third Option*, einer Friedensinitiative für Afghanistan. Er hat zahlreiche von Experten begutachtete Artikel und Buchkapitel und vier Bücher veröffentlicht.

Besonders hat er sich an die Friedensbewegung gewandt, um sie dazu zu bewegen, ihren psychischen Widerstand gegen den 11. September zu überwinden und die Beweise zu prüfen, die die offizielle Darstellung infrage stellen. Außerdem hat er vier Artikel für das *Journal of 9/11 Studies* geschrieben, darunter 118 Zeugenaussagen: *The Firefighters' Testimony to Explosions in the Twin Towers.* Dr. MacQueen hat einige von Experten begutachtete Artikel über die Anomalien des 11. Septembers geschrieben, er hat an der Leitungsgrupe der Internationalen Anhörungen über die Ereignisse vom 11. September 2001 teilgenommen und ist Mitglied des *Consensus 9/11 Panel*.

(http://www.humanities.mcmaster.ca/~mpeia/media_culture/team.html :)

Gemeinsam mit Kollegen hat er einige Prinzipien formuliert, die vom Zentrum für Friedensstudien in der Kriegs- und Gesundheitsarbeit angewendet werden, und zwar in den Zeitschriften *Peace and Change* (1997), *British Medical Journal* b(1998), *Medical Crossfire* (2000) und *The Lancet* (2001).

Koautor (von Johan Galtung): *Gott globalisieren*. Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler. Demnächst bei Sozio-Publishing.

Die Übersetzerin: **Ingrid von Heiseler**

- Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik: Abschluss an der Universität Göttingen
- Zusatzausbildungen u.a. in Gesprächstherapie (GwG), Gruppenmoderation, Gordon-Lehrertraining, Systemischer Beratung und
- Autorin des „erzählenden Berichts" *Einer tanzt aus der Reihe* (1990), des Romans *Lost in Goa* (2001), der Autobiografie *Leben10Anfänge* (2011) und des eBuchs *Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt. Kürzere Texte* auf Amazon.
- Seit 2002 Übersetzungen und Lektorate von Publikationen auf dem Gebiet Frieden und Konfliktbearbeitung: Bis 2013 als Bücher erschienen: John A. McConnell, *Achtsame Mediation,* Johan Galtung, *Neue Wege zum Frieden,* derselbe, *Konflikte und Konfliktlösungen,* derselbe*, 100 Lösungsszenarien für Konflikte in aller Welt,* Michael Henderson*, Die Macht der Vergebung*, Pat Patfoort, *Sich verteidigen ohne anzugreifen* (aus dem Französischen), Jean Bricmont, *Humanitärer Imperialismus,* Dietrich Fischer, *Umfassende Sicherheit mit friedlichen Mitteln,* Ira Chernus, *Warum handeln wir gewaltfrei?,*
- *Mein Leben. Autobiographie des Abdul Ghaffar Khan* und Uri Avnery, *Israel im arabischen Frühling.* Außerdem der Roman (aus Tamil aus Englisch): Salma*, Die Stunde nach Mitternacht.*
  Dazu Übersetzungen im Internet, u. a. http://www.peakoilandhumanity.com/ und wöchentliche Übersetzungen des israelischen Kolumnisten Uri Avnery auf aixpaix.de (Febr.2012-Juni2013), auf http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/008009.html und http://www.nrhz.de/flyer/suche.php

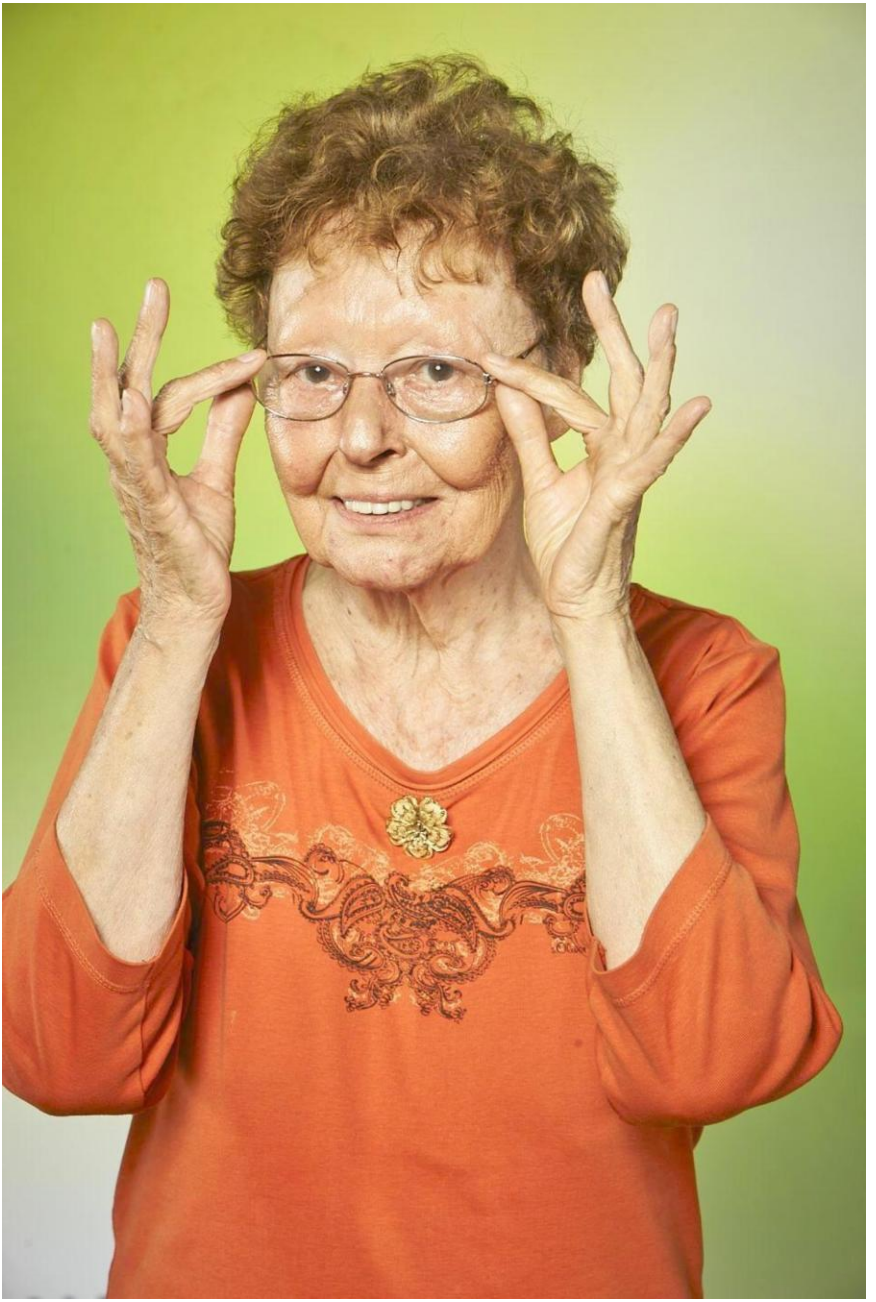


Foto: Thorsten Greve, Wolfsburg und Paris, Mai 2013